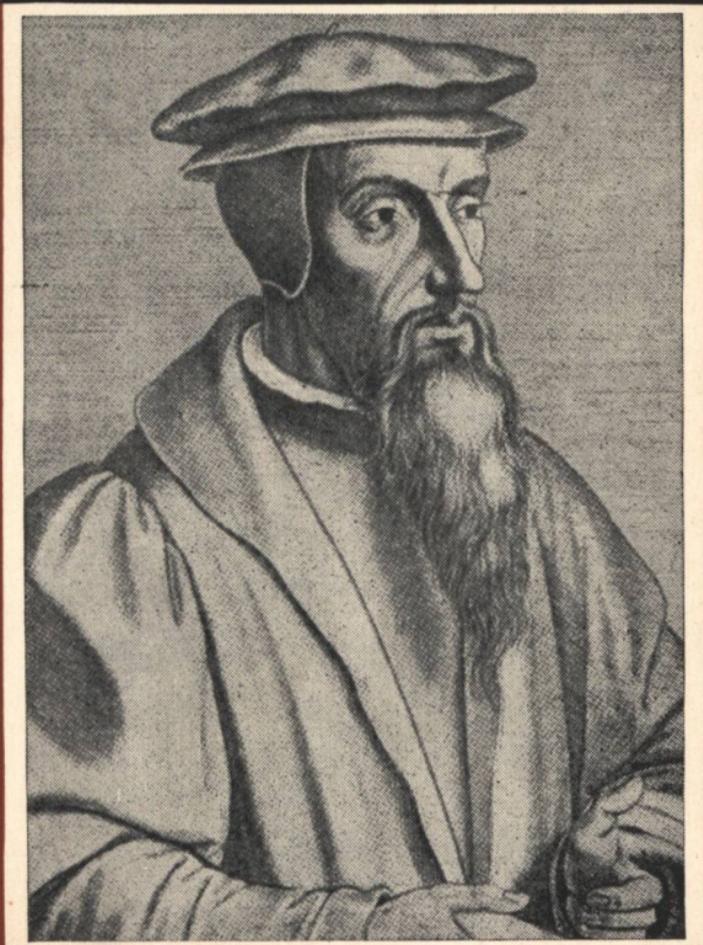


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Günter Gloede

Johannes Calvin

Wortführer des Protestantismus



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Johannes Calvin

(1509—1564)

Daß von Calvins Tätigkeit nicht nur auf religiös-kirchlichem, sondern auch auf politischem Gebiet bedeutende Wirkungen in die Weite ausgegangen sind, ist jedem Geschichtskundigen in großen Zügen vertraut. Weit weniger bekannt ist Calvin als Mensch und Persönlichkeit, der diese Wirkungen von weltgeschichtlichem Ausmaß mit ungeheurer Willens- und Glaubenskraft seinem schwachen Körper abgerungen hat. Allzuoft stellt man sich den Schweizer Reformator nur als starren Dogmatiker von fanatischer Strenge und Unbeugsamkeit vor. Es ist daher verdienstvoll, daß in der vorliegenden Darstellung unter weitgehender Verwendung der Schriften und Briefe Calvins sein Bild als Prediger, Gelehrter, Richter und Politiker, als Wortführer des Protestantismus, Seelsorger und Mensch gezeichnet wird, um aus der vertieften Kenntnis der Gesamtpersönlichkeit die Ausstrahlungen seiner Tätigkeit über Länder und Jahrhunderte desto besser zu begreifen. Dem Verfasser ist es gelungen, lebendig und allgemeinverständlich, dabei wissenschaftlich zuverlässig und ohne dem rein Biographischen ein Übergewicht einzuräumen, die achtunggebietende Gestalt Calvins im Rahmen der großen Kämpfe mit der katholischen Kirche und der klärenden Auseinandersetzungen innerhalb des protestantischen Lagers deutlich zu machen.

Johannes Calvin

Wortführer des Protestantismus

Von
Günter Gloede

4. Auflage



RUNNEN=VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 139/140 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Das Werden	3
Fühlungnahme und erster Vorstoß	9
Genf — Straßburg — Genf	22
Eine vielseitige Persönlichkeit	45

© 1959 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Das Werden

Was mag Louis de Hangest-Monmort, einen nordfranzösischen Ritter, etwa um das Jahr 1520 bestimmt haben, seinen beiden Söhnen einen Knaben namens *Jean Cauvin* als Spielkameraden und Lerngefährten zuzugesellen? Gab es nicht unter den Standesgenossen oder gar in der eigenen Verwandtschaft Gleichaltrige genug? Da war zum Beispiel der prächtige Neffe, den man gern im Landschloß sah. Gewiß hatte Charles de Hangest, regierender Bischof von Noyon, ihm diesen Knaben Jean durchaus empfehlen können. Und was ein Pair von Frankreich sagt, muß wohl schon seine Gründe haben! Aber hatte er nicht selber immer mehr Gefallen gerade an diesem Jungen gefunden, so daß aus einem gelegentlichen Besucher nun ein ständiger Hausgast geworden war? Weil er den guten Einfluß auf den Eifer seiner eigenen Kinder sah, ließ er Jean Cauvin auch an dem Hausunterricht teilnehmen, der die Knaben für die höhere Schule vorbereiten sollte, die mehr bot, als die benachbarte lärmende Kleinstadtschule oder ein gedrechselter Hauslehrer zu geben wußte.

Ritt man von dem Landschloß der Monmorts durch die Kastanienallee ein mäßiges Stück in die leichtgewellte Landschaft der Picardie hinaus, so sah man alsbald hinter einer baumbestandenen Hügelkette den hohen Doppelturm einer mächtigen Kirche auftauchen. Die südliche Turmspitze überragte um eine halbe Helmhöhe deutlich ihre linke Nachbarin. Beide sahen auf eine friedliche, in Gärten gebettete Kleinstadt herab, die *Bischofsresidenz zu Noyon*. Kam man näher an die Stadt heran, so sah man hinter einem mäßig hohen Mauerwall gleich Reisern an der Wurzel eines Baumes andere Kirchtürmlein neben der Kathedrale aufschließen.

In einer dieser kleinen Kirchen, Sainte Godeberte, wurde am 10. Juli 1509 *Jean Cauvin* als zweites Kind des Gérard Cauvin aus der Taufe gehoben. Der Jüng-

ling nannte sich später *Johannes Calvinus*, indem er der Sitte der Zeit gemäß seinen Namen ins Lateinische übertrug. Sein Vaterhaus am Kornplatz stand nicht weit vom Dom; denn sein Vater gehörte in den engeren Bereich der bischöflichen Residenz. Durch seine Geschicklichkeit hatte Gérard Cauvin, ein Landkind aus dem nahen Pont-l'Evêque, sich zum Verwaltungsbeamten des bischöflichen Kapitels und Grafschafts-Rechnungsführer emporgearbeitet. Er genoß das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn 1497 ein Jahr nach seiner Hochzeit mit der wohlhabenden Gastwirtstochter Jeanne Le Franc, einer gebürtigen Cambraierin, ins Bürgerrecht aufnahmen. Zwei Domherren machten ihn zu ihrem Testamentsvollstrecker. Wir wissen von diesen beiden deswegen so genau, weil Vater Gérard selbst über diesen Handel weggestorben ist.

Seine beiden *Brüder*, den älteren Charles, der früh verstarb, und den jüngeren Antoine, den wir später als Buchhändler und Hofbesitzer in Genf an der Seite des Reformators wiederfinden, hat der nach der Mutter benannte Johannes wohl bei weitem an Begabung übertragt. Doch scheint auch mehr als bei den Brüdern der Mutter Frömmigkeit sein besonderes Erbteil gewesen zu sein. Ist es daher zu verwundern, daß der Vater eines Tages dem Herrn Bischof auf die Frage, wozu er seinen zweiten Sohn ausersehen habe, die Antwort erteilt, daß dieser zum Geistlichen bestimmt sei? Ein Viertel der Kaplanatspfründe des Gesine-Nebenaltars im Dom war die klingende Antwort des Bischofs am 19. Mai 1521.

Dies gab ein gutes Schulgeld und einen Zehrpfennig für den jungen Johannes ab, als im Hochsommer 1523 zusammen mit den de Hangests seine Übersiedlung nach *Paris* erfolgte. Bei einem Onkel, seines Zeichens Schmied, bezieht der Vierzehnjährige Quartier am Ort. Für ein paar Monate nimmt sie nun das Gymnasium La Marche in Paris auf.

War der mit Bischöfen verwandten Familie de Hangeest ein Institut, wo ein allem Neuen an Bildung und Geist seiner Zeit aufgeschlossener Mathurin Cordier lehrte, verdächtig geworden? Der Umschwung kam jedenfalls bald: zusammen mit seinen Adelsgefährten nahm künftig auch Johannes am Unterricht innerhalb der strengen Mauern des Internats Montaigu teil. Der Flüsterton, der als Umgangssprache den Schülern erlaubt war, war nicht das einzige, was hier an eine peinlich genaue, dem Kloster nachgebildete Erziehung gemahnte. Immerhin war hier der Lehrer Antonio Coronel, Spanier von Geburt, bemüht, den scholastischen Unterricht mit Blüten des neuen humanistischen Geistes zu schmücken. Er konnte sich keinen lernwilligeren Schüler als den jungen Johannes wünschen.

Alles, was ihm hier oder in La Marche geboten wurde, nahm er wissensdurstig in sich auf; damit legte er den Grundstock seiner später zielbewußt verwandten Bildung. Wenn eine freilich zweifelhafte Überlieferung von einem Spitznamen des Schülers — nämlich „Akkusativus“ — aus dieser Zeit wissen will, dann wird er sicher eher auf den ständig mehr entwickelten Sinn nach Genauigkeit bei Calvin als auf eine seine Kameraden bekittelnde Art schließen lassen. Denn eine geradezu zärtliche Anhänglichkeit an seine Kameraden zeigt Calvin bald darauf in seinen Briefen aus der Studentenzeit.

Schmal war für ihn der Weg des Lernens; zuchtvoll und ohne Seitensprünge hatte Calvin sich auf den ihm freundlich geebneten Wegen bewähren müssen. Doch hatten ihn die drei Institutsjahre mit ihrem Abschluß in der Magister-Artium-Prüfung, die ihn zum „Meister der Freien Künste“ machte, dafür auch unmittelbar bis an die Pforte geführt, wo die Weite wissenschaftlichen Studiums ihm nun verlockend winkte.

Die geistliche Erziehung in Montaigu mußte Calvin darin bestärkt haben, das *Studium der Theologie* zu wählen, wurde sie doch geleitet von Beda, dem Haupt

der Pariser katholischen Hochschule, der Sorbonne. Doch inzwischen war der *Vater* andern Sinnes geworden. Ob Differenzen mit seinen kirchlichen Vorgesetzten dabei eine Rolle gespielt haben, bleibt ungewiß. Calvin selbst berichtet in seinem Rückblick auf den nun folgenden Lebensabschnitt der Universitätsjahre nur: „Zur Theologie hatte mich mein Vater zwar schon als kleiner Knabe bestimmt; als er aber später sah, daß die *Rechtswissenschaft* ihre Jünger gewöhnlich reicher macht, so brachte ihn diese Hoffnung auf einmal zur Änderung seines Planes. So kam's, daß ich vom Studium der Philosophie weggenommen und angewiesen wurde, die Gesetzeskunde zu treiben.“ Hier wird deutlich, daß einzig der Gehorsam gegen seinen Vater ihn nun diese Studien beginnen ließ.

Zwei *Universitäten*, wieder von verschiedener Prägung, hat Calvin nacheinander vom Jahre 1528 an besucht: Orléans und sodann Bourges. Er hat sich nicht mit *einem* Lehrer, auf den er dann schwor, begnügt, er hat zu dessen Gegenspieler hinübergewechselt. L'Estoile in Orléans vertrat den „alten Weg“, Andreas Alciati, ein Italiener, in Bourges den „neuen Weg“ in der Rechtswissenschaft dazumal. Aber nicht nur dies Bestreben, durch Hören der Gegenseite einen umfassenderen Standpunkt zu gewinnen, auch die Tatsache, daß er in Bourges die Gelegenheit, Griechisch bei dem frommen Schwaben Melchior Volmar zu lernen, sofort ergriff, zeigt das Bemühen dieser Jahre, sich ein möglichst umfassendes Wissen anzueignen.

Mit eiserner *Energie* wurde diese Arbeit von Calvin betrieben. Man weiß, daß er den Abend zur Ausarbeitung des am Tage Gehörten benutzte, um andern Tages als erstes sich das am letzten Tage Erarbeitete zu vergegenwärtigen. Ein erstaunlich entwickeltes und arbeitsfähiges Gedächtnis, aber auch eine durch abendliches Fasten und nächtliches Studieren untergrabene Gesundheit waren das persönliche Fazit dieser Studienjahre.

Eine *Erkrankung des Vaters* reißt ihn im Frühjahr 1531 aus der Mitte seiner Orléanser Freunde und seiner Tätigkeit in Paris.

Wie er am frühen Morgen nach dieser Nachricht auf einem Pferd raschen Trabes die Landstraße der Heimat entgegenreitet, schwärmen seine Gedanken weit aus. Es stürmt und gärt in ihm; kaum daß die Morgenkühle seinen Schläfen Linderung bietet. Würde es ernst um seinen Vater stehen, hatten die Zwistigkeiten des Zerwürfnisses mit dem Kapitel ihn vorzeitig zermürbt? Und was sollte nun aus ihm selber werden? Als seine Mutter starb, war er noch ein Knabe. Was war er jetzt? Wußte er schon die Straße, die ihn hinaus ins Leben führen würde? Hatte ihn denn sein erster juristischer Erfolg in der Praxis, der ihm nicht nur die Anerkennung des Kapitels am 20. Juni, sondern auch sechs Livres bar für den zugunsten seiner Kapelle gewonnenen Prozeß eingebracht hatte, wirklich befriedigt? Ein Schenkeldruck — und hochauf bäumt sein Pferd. Doch eine ritterlich geübte Hand lenkt es geschickt in seine alte Gangart zurück. Auf den Seine-Wiesen steigen langsam die Nebel zur Sonne . . .

Am 6. Mai schreibt er von Noyon aus an einen der Freunde, Nicolas du Chemin: „Es ist so weit gekommen, daß keine Hoffnung auf Leben bleibt, nur sichere Todesgefahr. Doch wie auch der Ausgang sei, ich werde Euch wiederssehen.“ Noch zwanzig Tage, dann steht Calvin barhäuptig zwischen zwei Brüdern und zwei Stiefschwestern an einem offenen Grabe; es ist der alte Friedhof, aber die Glocken schweigen über dem Sarg des Exkommunizierten. Rom ist hart, auch über Tote. Lange haben die Brüder mit den Herren im Bischofspalais ringen müssen — nur um ein Stückchen geweihter Erde für ihren Vater. Der Reiter, der Noyons Tore verläßt, weiß, daß Leben Kampf heißt. Mit um so geschärfteren Waffen will er den Gang weiter wagen.

Schon hat der junge *Licentiat der Rechte* — diesen

Grad hat er sich in Orléans erworben — Stellung bezogen, im Streit der juristischen Schulen. Du Chemins Schutzschrift für den gemeinsamen Lehrer L'Estoile gegen Alciati hat er in Paris mit einem eigenen Vorwort herausgegeben. Paris sieht im Sommer den fleißigen Arbeiter nicht nur in Hörsälen, sondern in stiller Stube bei eigener Arbeit. Über den Rahmen seines Faches hinaus sucht er zu weiteren Bildungsgütern vorzustoßen. Die neuen „*philosophischen Studien*“ ziehen ihn in ihren Bann. Ein Danesius, sein Landsmann, der große Hebraist Vatable, und der gefeierte Budaeus lesen auf Geheiß des Königs Franz I. öffentlich im humanistischen Geiste.

Doch daheim in der Rue Saint Martin sitzt Calvin noch über den Büchern eines andern großen Humanisten, den er selbst neben Budaeus „die zweite Zierde der Literatur, die erste durch den Reiz des Stils“ nennt: *Erasmus*.

1529 hatte Erasmus unter anderem auch die Werke des edlen Römers Seneca herausgegeben. Er hatte allerlei an ihnen auszusetzen gefunden: nur eine blasse Religion und gar zuviel an platter Moral, kein Geist in der Satire und krause Schreibart. Calvin las Seneca selber. Es wurde ihm deutlich: hier war ein Stoff, der ihn fesselte; hier ein berühmter Mann, mit dem es lohnte, die Klinge zu kreuzen. Er griff zur Feder und schrieb seinen *Kommentar zu Senecas* Buch „Über die Milde“. Die Widmung trägt den Namen eines der Brüder de Hangest-Monmort. Am 22. April 1532 kann er Freund Daniel nach Orléans melden: „Nun sind die Würfel gefallen! Mein Kommentar ‚Über die Milde‘ ist erschienen, aber auf meine eigenen Kosten.“ Kurz darauf verlangt der junge Autor angelegentlich nach einer Kunde, wie sein Werk denn im Gelehrtenkreise von Orléans aufgenommen werde. Calvin war auf dem besten Weg, ein *klassischer Gelehrter* zu werden. Aber kennen wir ihn nicht als *Reformator*?

Fühlungnahme und erster Vorstoß

Wenn es auch aus geschichtlicher Rückschau möglich ist, nunmehr einen neuen Abschnitt in Calvins Leben anzusetzen, der uns die Spuren einer inneren Wandlung offenbart, so bleibt die Stunde der Berufung doch dem Auge des Betrachtenden keusch verborgen.

Es folgt ein gutes *Jahr des inneren Reisens*, nachdenklichen Hörens, der lebhaftesten Freundesgespräche, angespannten Lesens und zuchtvollen Ringens um das eigene Urteil. Die äußeren Ereignisse werden nur wie schwache Fäden im Gewebe des Lebensteppichs erkennbar. Die großen, das durchgeistigte Gesicht beherrschenden Augen des Reformators haben in diesem Winter 1532 und dem folgenden entscheidenden Jahr ihren tiefer Schimmer und den an die Unendlichkeit streifenden Ausdruck erhalten. Sie verleihen diesem Gesicht auf dem sogenannten Rotterdamer Porträt solche Unwiderstehlichkeit, die auch den Zeitgenossen am Lebenden selbst nicht unbekannt geblieben ist.

Wir wissen, daß Calvin in Paris im Hause eines lutherisch gesinnten Kaufmanns Wohnung genommen hatte, im Hause *Etiennes de la Forge*, auch eines Picarden, der sich des sicher wirtschaftlich nicht üppig Ausgestatteten gern annahm. Denn wer seinem Freund um zwei Kronen einen Bittbrief schicken muß, wird wohl auch sonst nicht gerade hochherrschaftlich leben können. Die ärmsten Studenten sind schon von jeher nicht die schlechtesten gewesen. Freundschaft verbindet Calvin auch mit weiteren Häusern: im Hause des königlichen Leibarztes *Cop* wohnt ein anderer Freund, ein junger, begabter Mediziner. Nie reißt die Verbindung mit den Freunden in Orléans ab; im Mai 1533 erscheint Calvin urkundlich als Vertrauensmann der picardischen „Nation“ der dortigen Studentenschaft.

Paris selbst wurde in dieser Zeit durch merkwürdige *Predigten* in Atem gehalten; die Zahl der Zuhörer

zählte nach Tausenden, die — man denke — im königlichen Louvre sich bei den Fastenpredigten unter der Kanzes *Gérard Roussels* sammelte. Er war Beichtvater der Schwester Franz I., *Marguerite de Valois*, Königin von Navarra. Gewiß, der Name *Luther* war in Paris seit 1521 kein unbekannter mehr, dem Jahr, in dem die Schüler das Stück „Beda und die Sorbonne“ auf die Spielbretter des Gymnasiums brachten; man wollte darin das Urteil dieser katholischen Hochburg und ihres Hauptes mit der Geißel des Spottes treffen. Aus dem gleichen Jahr datiert auch ein freundschaftlicher Briefwechsel zwischen der hochherzigen Fürstin Marguerite und dem späteren *Reformbischof von Meaux, Briçonnet*, der wie Roussel ein Schüler des *Le Fèvre d'Étaples* war.

Von diesem Ort Meaux, nahe bei Paris gelegen, ist die Welle der reformatorischen Bewegung ausgegangen, die der Normandie zeitweilig den Namen „Klein-Deutschland“ eintrug; auch *Guillaume Farel* war eine Weile hier. Und hatte nicht der ehrwürdige Altmeister, dessen Name lateinisch Faber Stapulensis lautet, selbst sich mit der Sorbonne um die Zeit noch in Fehde um die drei Marien der Evangelien befunden, und mehr als dies, nicht sieben Jahre seines Lebens der Übersetzung der Bibel gewidmet und zudem volkstümliche Erklärungen zu den Evangelien und Briefen des Neuen Testaments, besonders des Paulus, geschrieben? Nun waren es seine Schüler, die den Samen des Evangeliums im Herzen Frankreichs ausstreuen durften. Nicht nur von Stadt zu Stadt weitereilende Bettelmönche waren es, auch angesehene Augustinermönche, Courault und Bertault mit Namen, standen Roussel in der Arbeit hier zur Seite.

Alle trug das Ansehen der Königin von Navarra, die selbst in ihrem warmherzigen „Spiegel der sündigen Seele“ sich auf die Seite der „*Lutherischen*“ stellte, wie die vielen heimlichen oder mutigen Bekenner des neuen

Glaubens überall hierzulande hießen. Gegen diese Frau richtete sich der Angriff der katholischen Gegnerschaft besonders heftig, an der Spitze wieder die Sorbonne. Die inzwischen notwendig gewordene zweite Auflage der religiösen Dichtung der Marguerite wurde durch ein abgefemtes Urteil auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt. Bevor man zu dem entscheidenden Schlage ausholte, der Anklage beim König selbst, dachte man die Volksmeinung gegen sie aufzuhetzen, indem man ein *Stück über die Bühne einer Schule* schickte, das Marguerite und ihren Prediger der Lächerlichkeit preisgeben sollte. Gerade das Navarra-Gymnasium hatte man sich für diese üble Posse ausgesucht. In einer Zeit, wo sich z. B. in Bourges auf der großen Arena um ein Mysterienspiel von den Aposteln ein Publikum sammelte, das sechzigtausend Verse unter Mitwirkung von fünfhundert Personen anhörte, war dies entschieden kein unwirksames Vorgehen.

Über die Navarra-Aufführung wissen wir aus einem der wenigen aus dieser Zeit erhaltenen Briefe *Calvins* Genauers; seine hier sich aussprechende *Parteinahme* ist eines der beachtlichsten Anzeichen seiner eigenen Entwicklung:

„Am ersten Oktober, zur Zeit, da die Knaben, die aus der Grammatikklasse in die der Dialektik vorrücken, Theaterstücke zu spielen pflegen, wurde im Navarra-Gymnasium eine Komödie gespielt, die nach einem Dichterwort mit Galle und schärfstem Essig gewürzt war. Eine Königin trat auf, die nach Frauenart mit Spinnen beschäftigt war und an nichts dachte als an Rocken und Spindel. Dann kam eine Megäre (es war eine Anspielung auf M. Gérard Roussel), die ihr die Fackel vorhielt, daß sie Rocken und Spindel fallen ließ. Sie wich ein wenig zurück, wehrte sich ein wenig, dann aber, als sie der Furie nachgab, bekam sie ein Evangelienbuch in die Hand, über das sie alle ihre früheren Gewohnheiten, ja fast sich selbst vergaß; zuletzt erhob

sie sich zu wilder Tyrannei und plagte arme Unschuldige mit allerlei Bosheit. Viele ähnliche Erfindungen waren noch beigelegt, die wahrhaftig die Frau nicht verdient, die sie hier — nicht etwa nur bildlich und versteckt — mit ihrem Spott herunterrissen.“

Es interessiert uns hier nicht weiter, wie die Schuldigen ermittelt wurden und die Universität von der Buchverurteilung abrückte. Unsere Aufmerksamkeit gehört vielmehr nur der Art des Berichtes, die einen zumindest mit der neuen Richtung sympathisierenden Schreiber zeigt, bei dem nur noch nicht zu entscheiden ist, ob die Achtung vor der Person der Angegriffenen oder Teilnahme an dem durch sie vertretenen Werk der Evangelisation vorherrscht. Vollends im Dunkel tappen wir, wenn wir erfahren, daß *Calvin* am 23. August desselben Sommers noch als Teilnehmer einer feierlichen Kapitelsitzung in Noyon erscheint, wo es besondere Gebete gegen die in der Stadt umgehende Pest zu beschließen gilt. Aber diese Einzeltatsachen belegen nur, inwiefern *Calvin* selbst später von einer „plötzlichen Bekehrung“ seines Herzens sprechen konnte und auch der anderen Tatsache dabei gedenkt, daß er „zuerst freilich dem Aberglauben des Papsttums so hartnäckig zugetan war, daß es nicht leicht war, mich aus diesem Abgrund herauszureißen“. Wie *Luther* sehen wir auch *Calvin* sich erst ernstlich im katholischen Gottesdienst umsehen, bevor die Wahrheit des Evangeliums dem einen wie dem anderen zu mächtig wird.

Aber nun folgt auch — für *Calvin* höchst bezeichnend —, nachdem „Gott sein Herz durch diese plötzliche Bekehrung gefügig und gelehrig gemacht“, nachdem diese innere Klarheit errungen, sofort fast der Ausgriff und entschlossene Einsatz in dem Wirkungszusammenhang dieser geschichtlichen Welt. Eben weil *Gott, der Rufende*, der Schöpfer und Lenker dieser Welt ist, verlangt er uns die *Tat des Einsatzes* an unserer Stelle ab. Und weil es im Dienste des Höchsten zu handeln gilt,

deswegen ist die größtmögliche Tragweite dieser dienstbaren Tat anzustreben. Dieses nun auf eine neue, innerliche, die religiöse, ja christliche Grundlage gestellte Prinzip, das wir fortab das Leben Calvins beherrschen sehen, wird am ersten erkennbar, als er seinem Freunde *Nicolas Cop* die *Allerheiligen-Rektoratsrede* in die Feder diktiert.

Der Gedanke hierbei war, an einer weithin sichtbaren Stelle im geistigen Frankreich, durch den Mund des Rektors der Pariser Universität, ein Zeugnis des evangelischen Glaubens aufzurichten. Ein merkwürdiger Parallelismus ist in dem Leben und Werk Calvins festzustellen: ebensowenig wie diese erste, überstürzte, doch keineswegs unsinnige Tat von Erfolg gekrönt war, war es gleichfalls nicht der in gleichem Tempo unternommene Versuch, Genf zu einer wirklichen, zu *der* reformierten Stadt zu machen.

In jenen gleichen Oktobernächten, in denen sechzehn Jahre zuvor in Wittenberg ein Geisteskämpfer und Reformator seine Kampfesansage ausgearbeitet hatte, saßen nun der junge Calvin und sein Freund Cop über dem Entwurf einer Rede über die — wie sie es geschickt nannten — „christliche Philosophie“. War es mehr als versteckter Hohn, wenn in dieser predigtartigen Ansprache vor Hof, Universität und geistiger Führungsschicht in der Kirche der Mathuriner zu Paris die „selige Jungfrau“ angerufen, Christus aber zuvor „der einzige Mittler beim Vater“ genannt wurde?

Wenn sich diese Rede auch auf *Vorlagen* von Erasmus — nun nicht des Erasmus der Seneca-Ausgabe, sondern des griechischen „Neuen Instruments“ (Testaments) — und auf Luthers „Kirchenpostille“ (— und ausgerechnet auf die von Luther nicht anerkannte fehlerhafte Übersetzung Butzers —) stützte, so enthält sie doch Sätze wirklichen *Selbstbekenntnisses*, die darum bei den Gutwilligen zündeten, die Böswilligen um so mehr verärgerten. Spricht hier nicht der neue Calvin

mit dem Calvin vom Anfang des Vorjahres: „*Ich fürchte, wir ziehen die Welt Gott vor, und das Fleisch besiegt den Geist. Wer von uns wünscht nicht, an seinem Platz als der Erste zu gelten? . . . Wer will nicht lieber mit seinem Fündlein den Menschen als mit der Wahrheit des Evangeliums Gott gefallen? . . . O unsinnige Menschen, die wie Tiere nur auf die Gegenwart blicken! Wissen wir nicht, daß wir einst alle vor dem Richtstuhl Christi stehen werden?*“ Mit der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium, auf die es vor allem zu achten gelte, hatte die Rede begonnen. „So pflegt der Lohn in heiligen Dingen meistens fälschlich in Anspruch genommen zu werden“, ging es fort. Die verruchte Ketzestelle Römer 3, 17 fehlte im Wortlaut nicht. Und statt der Kirchenheiligen, wie es an diesem Tage üblich, wurden mit den Seligpreisungen die gepriesen, „die, während sie die Gerechtigkeit Gottes suchen, Verfolgung erdulden“. Ja, bis zu der Erklärung, daß eben diese, „welche den Herzen der Gläubigen rein und lauter das Evangelium einzupflanzen sich bemühen, die Welt und unbillige Leute Irrlehrer, Verführer, Betrüger und Lästere zu nennen pflegen“, wagt sich diese tapfere Rede vor.

Über den *Erfolg berichtet* Calvins ältester Biograph und Nachfolger in Genf, *Theodor Beza*, in seinem „Leben Johannes Calvins“ folgendermaßen: „Dies war nun weder der Sorbonne tragbar, noch fand es die Zustimmung des Senats, der Parlament heißt.“ Der junge Cop entgeht nur durch Flucht einer raschen Aburteilung durch das Pariser Gericht, das eben genannte Parlament. Auch Calvin, der sich durch diese Tat die Gunst der Marguerite von Navarra erwarb und einer persönlichen Audienz gewürdigt wird, muß alsbald rasch den gleichen Schritt wie sein Freund tun. Cop überschreitet sofort die Landesgrenze und findet in *Basel*, woher sein Vater stammte, noch das Pariser Universitätsiegel unter den eilig mitgenommenen Habseligkeiten. Calvin

bleibt noch eine Weile im Lande, ehe auch er sich gezwungen sieht, an den gleichen Platz auszuwandern.

Keineswegs in großer Unrast, sondern eher in großer Gelassenheit sehen wir ihn ein unstetes *Wanderleben* auf sich nehmen. In Nérac, der Residenz von Navarra, trifft er noch den im achtundneunzigsten Lebensjahr stehenden Le Fèvre d'Étaples, der hier ebenfalls im Schutze der Marguerite seit 1530 sieben ruhige Feierabendjahre seines Lebens verbringen darf; er soll die künftige Führerrolle Calvins schon erahnt haben. Ob er sein Urteil unter dem Eindruck einer Predigt des erst Fünfundzwanzigjährigen fällte? Vielleicht erzählte Calvin ihm auch, wie er am 4. Mai des Jahres 1534 noch einmal seine Vaterstadt gesehen und dort endgültig auf seine Pfründen in Noyon und Pont-l'Évêque verzichtet habe. Auch hier zeigt er Entschiedenheit, die klare Verhältnisse schafft. So konnte Calvin später wirklich den „*Nikodemiten*“ Führer und Wegweiser sein, denen, die sich als heimliche Anhänger des neuen Glaubens doch nicht aus den katholischen Bindungen lösen mochten. Es hängt wohl auch mit diesem Besuch Johann Calvins in Noyon zusammen, wenn die Akten des Domkapitels gerade am Ende dieses Monats eine Verweiserteilung an seinen *Bruder Carl* enthalten wegen „irrlehrieger Ideen“. Sicher aber hat der gleiche Bruder, der am 1. Oktober 1537 bereits die Augen für immer schloß, gewußt, warum er die Sterbesakramente zurückwies. Auch er ist nicht anders als der dritte der Brüder eines Sinnes mit seinem großen Bruder in Glaubensdingen geworden.

Doch noch ein anderer Ort ist bedeutsam für Calvin in dieser Zeit: die kleine Landpfarre *Claix* in der Nähe von *Angoulême*, ebenfalls zum Hoheitsgebiet Marguerites gehörig. Hier wohnt ein weitgereister, hochgebildeter Amtsinhaber, *Louis du Tillet*. Eine Bibliothek von mehreren tausend Büchern, die dieser Mann sein eigen nannte, machte aus diesem einfachen Ort

eine „Hochburg“ des Wissens und Forschens. Dankbar nimmt Calvin eine Einladung zum Bleiben an. „Ich habe es erfahren“, schreibt er an einen der Orléanser Freunde, François Daniel, „daß wir nicht ins Weite schauen dürfen. Als ich mir Ruhe in allem versprach, stand vor der Tür, was ich am wenigsten erwartet hatte. Dann wieder, als ich auf einen unangenehmen Wohnsitz denken mußte, wurde mir ein Nest im stillen hergerichtet wider alles Erwarten. Das alles ist die Hand des Herrn . . .“

Gleichzeitig schildert Calvin, wie er diese Möglichkeit zu Studien wirklich ausnutzte. Die Früchte seiner Arbeit, die hier in zuchtvoller Auswertung der gebotenen Stille heranreiften, sind nicht unbekannt. Sie sind es, die den Namen des Verfassers der „Institutio“ in die Weite aller evangelischen Länder hinausgetragen haben und ihn mit einem Schlage ins erste Glied der Vorkämpfer der Reformation rückten.

Nicht nur der Griechisch-Unterricht, den Calvin hier seinem Gastfreund aus Erkenntlichkeit für dessen „Freundlichkeit“ erteilt, wird Berührungspunkte zwischen diesen beiden Männern geschaffen haben. Bald verbindet beide eine tiefere Studienfreundschaft; denn warum sehen wir sonst beide zusammen, gefolgt von einem Diener du Tillets, eine Weile später die französische Grenze bei Metz überschreiten?

Im regen *Basel*, wohin die Reise vorerst führt, öffnet Simon Grynaeus sein Haus den Ankommenden, die überdies der ungetreue Diener du Tillets durch plötzliche Flucht auf dem Wege fast ihrer ganzen Barschaft beraubt hatte. Später mietet sich Calvin unter dem Decknamen Martianus Lucanius — einer Umstellung seiner Namensbuchstaben — bei der Baslerin Frau Katharina Klein ein; die gute Frau weiß noch nach dreißig Jahren einem Herrn Ramus, der in Genf studierte, nur Gutes von dem stillen Mieter damals zu berichten.

Das Hebräische, die zweite Fremdsprache der Bibel, über deren Anfangsgründe Calvin unter dem Katheder eines Vatable seinerzeit in Paris nicht hinausgekommen war, wird hier ernstlich von ihm weiter betrieben. Der *Bibelarbeit*, der diese Sprachstudien dienen, galten in ihrer Art auch die zwei verschiedenen *Vorreden zu der französischen Bibelübersetzung* seines Verwandten Peter Robert *Olivet*, die Calvin 1535 für den bei den Waldensern Lebenden schreibt. Mit Wolfgang Capito, der inzwischen nach Straßburg übergesiedelt war, wie mit einer Reihe anderer evangelischer Führer werden in dieser Zeit durch persönliche Begegnung zwanglos Bekanntschaften angeknüpft, die zu nie wieder aufgegebenen Lebensfreundschaften werden. Unter anderen hat Calvin *Viret* und *Bullinger*, später neben *Farel* Calvins engste Freunde, Berater und Mitstreiter, hier kennengelernt.

Es ist nicht bloß Betätigungsdrang, auch nicht allein die äußere Notwendigkeit, sich den Unterhalt durch seine Feder zu verdienen, die Calvin über die Drucklegung einer Schrift mit dem Buchdrucker *Thomas Platter* in Basel in Verhandlungen treten läßt. „*Unterweisung in der christlichen Religion*, die ganze Summe der Frömmigkeit ungefähr und was alles zur Erkenntnis der Heilslehre notwendig ist umfassend: als ein sehr lesenswertes und neues Werk für alle um Frömmigkeit Bemühten herausgegeben von Johannes Calvin, einem Autor aus Noyon, zu Basel 1536“ lautet das fertige Titelblatt des Werkes. Dieses trägt zudem noch eine Einschaltung, die besagt, diese Schrift enthalte „ein Vorwort an den allerchristlichsten König von Frankreich, durch das dieses Buch als Glaubensbekenntnis dargeboten wird“.

Hiermit ergriff Calvin eine durch die Zeitlage geforderte Aufgabe, nämlich gewissen französischen Machenschaften entgegenzuarbeiten. Von *Papst Clemens VII.* durch zwei geistliche Bullen aufgestachelt,

hatte *Franz I.* einen allzu kühnen Vorstoß der jungen Reformer in Paris, die in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober *Plakate gegen die Messe* über die Stadt hin verbreitet hatten, ja bis an die Tür des königlichen Schlafgemaches im Palast zu Blois vorgedrungen waren, grausam im Blute wahllos aufgegriffener Bürger und deren Qualmtod auf Scheiterhaufen erstickt. Um sich aber die Gunst der hierüber entsetzten *deutschen evangelischen Fürstenhöfe* nicht zu verscherzen, hatte seine Kanzlei es unternommen, nach Deutschland die Nachricht auszugeben, es handle sich bei den dieserart Verurteilten um Schwärmer und Wiedertäufer. Das mußte in einem Deutschland, das einen Knipperdolling von Münster ein knappes halbes Jahr zuvor erlebt hatte, genügen!

Doch hier ersteht in *Johann Calvin der Zeuge der Wahrheit* nicht nur für den edlen *Etienne de la Forge*, der auf dem Friedhof von St. Johann für seinen Glauben und seinen Eifer um die Bibelverbreitung in Flammen aufloderte, sondern für alle die vielen anderen Treuen: den lahmen Schuster *Milo*, der auf dem Greveplatz brannte, den Einnehmer *Valeton*, dem La Croix du Tirouer als Himmelfahrtsstätte ersehen war, den Kaufmann *du Bourg*, den auf öffentlichem Markt bei den Stadthallen die Flamme umzüngelte, den Maurer *Henri Poille*, dem man noch die Zunge durchstach und festkettete, damit seine Volkstümllichkeit und Begeisterung nicht beim Sterben noch überzeugender aufs starrende Volk wirke als bei seinem ehrlichen Alltagswerk sein grades Wort.

Calvin kannte sie ja selbst noch als einer der Ihren aus der ersten Kampfzeit in Paris. Nun, da ihr Mund geschlossen, auch noch ihr Tod geschändet werden sollte, beehrte er auf und verkündete in aller Öffentlichkeit: „... Hier bringe ich so ziemlich die Kernstücke gerade der Lehre zur Darstellung, die sie (nämlich die Verfolger) ihrem Geschrei nach mit Kerker, Verbannung,

Ächtung und Scheiterhaufen bestrafen und zu Wasser und zu Lande ausrotten wollen. Ich weiß zwar recht wohl, . . . wenn bloße Anklage hinreichte, dann gäbe es überhaupt keine Unschuld in Worten und Werken. . . . Natürlich sinnen wir auf Beseitigung der Könige, wir, bei denen nie ein aufrührerisches Wort gehört wurde, deren Leben stets als ruhig und schlicht bekannt war . . . Haben wir doch durch Gottes Gnade nicht so kärgliche Fortschritte gemacht, daß unser Leben unsern Verleumdern nicht zum Vorbild in Keuschheit, Bescheidenheit und jeglicher Tugend dienen könnte. *Daß wir Gott ehrlich fürchten und ehren, das beweisen wir wahrlich mit der Tat*; streben wir doch im Leben wie im Tode nach der Heiligung seines Namens. Ja, auch der Haß mußte manchen von uns, an denen ausschließlich das mit dem Tode geahndet wurde, was ihnen zum Gegenstand ausnehmenden Lobes hätte gereichen sollen, ihre Unschuld und bürgerliche Unbescholtenheit bescheinigen. Wenn es Leute gibt — bisher sind solche in Eurem Reiche nicht festgestellt worden —, die unter dem Vorwand des Evangeliums Unruhe stiften, und wenn es Leute gibt — und solche kenne ich viele —, die sich der Freiheit durch Gottes Gnade als Vorwand bedienen zu zügellosem Lasterleben, so gibt es Gesetze und gesetzliche Strafen, mit denen man sie nach Verdienst schwer in Strafe nehmen kann. *Nur daß bei alledem nicht wegen der Schlechtigkeit verworfener Leute das Evangelium Gottes verleumdet werde!* . . . Der Herr, der König aller Könige, festige Euren Thron, durchlauchtigster König, mit Gerechtigkeit und Euren Stuhl mit Billigkeit! Basel, den 1. April 1536.“

Mit diesem Vorwort versehen, blieb Calvins schon im Vorjahr niedergeschriebenes Buch, die „*Unterweisung in christlicher Religion*“, nicht — wie ursprünglich von ihm selbst geplant — eine Arbeit nur für den Kreis der Eingeweihten geschrieben, sondern stellte sich als Bekenntnis eines Sprechers für die ganze evangelische

Bewegung Frankreichs sofort in den Kampf der Tage hinein. Gereift in der Stille des Bibelstudiums, gestützt auf eine umfangreiche Verarbeitung der Kirchenväter, um den katholischen Gegner mit eigenen Waffen zu schlagen, und vorbereitet durch die Katechismuserbeiten Luthers, ging nun das erste Mal eine Schrift hinaus, die *das Lebensbuch Calvins* werden sollte, weil er bis kurz vor seinem Tode in weiteren Auflagen hierin seine Gotteserkenntnis immer weitere Kreise hat schlagen lassen. Sie ist aber auch *das Lebensbuch einer ganzen Kirche* geworden. Calvins „Institutio“ — wie der lateinische Titel lautet — war das Buch, dessen Gefährlichkeit schon fünf Jahre nach dem Erscheinen ihrer französischen Übersetzung ein Tropetenstoß den Parisern am 1. Juli 1542 anzeigte, wo bei Strafe des Stranges die Ablieferung binnen vierundzwanzig Stunden verlangt wurde; das Buch, von dem vierhundert Jahre nach dem ersten Erscheinen des kleinen Oktavbändchens mit seinen 514 Blättchen noch das Erscheinen einer vollständigen deutschen Übersetzung seiner letzten lateinischen Ausgabe (vom Jahre 1559) ein Bedürfnis ist.*

In ihrer *ersten Ausgabe* bot die „Institutio“ nicht viel mehr als eine etwas ausführlichere Erklärung von Luthers Katechismus, also der Gebote, des Glaubens, des Vaterunsers und der zwei Sakramente, samt einer Zurückweisung der fünf weiteren, erst von der katholischen Kirche fälschlich hierzu gemachten, und schließlich einen Anhang, wo unter der Überschrift „Die christliche Freiheit“ eine Beseitigung des katholischen Kirchenrechts und ein Überblick über die rechte Art kirchlichen und staatlichen Zusammenlebens gegeben wird. Schon 1539 wurde bei der *zweiten Ausgabe* ein stattliches Werk daraus, das von seinen ursprünglich sechs Kapiteln auf deren siebzehn angewachsen war.

* Die gediegene, übersichtliche Übersetzung von Prof. Otto Weber im Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins, Neukirchen, Kr. Moers, 1936 ff.

Doch erst 1559 konnte Calvin in dem Vorwort zur *letzten* Ausgabe seiner Freude Ausdruck verleihen, nun nach dem „durch Gottes unermessliche Güte“ erreichten Erfolg seines Buches diesem zuletzt auch eine Form gegeben zu haben, die er selbst als annähernd endgültig bezeichnen kann. Es war ihm sehr daran gelegen, dieses Werk, das den Ertrag seiner geistigen Kämpfe und Forschungen zusammenfaßt, noch selber abschließen zu dürfen. Über sein Arbeitstempo bei der letzten Ausgabe berichtet er: „Je mehr die Krankheit“, in der er den Vorboten des Todes spürte, „mich drängte, desto weniger schonte ich mich.“

Die „*Unterweisung*“ von 1559 bietet in übersichtlicher Verteilung auf vier Bücher mit ihren insgesamt achtzig Kapiteln weit mehr, als die Bescheidenheit ihres Verfassers selbst angibt, allein auf die Bibellektüre den Leser vorzubereiten. Doch so viel ist immerhin richtig an diesem Satz, daß Calvin an „reiner Lehre der Frömmigkeit“ nicht mehr und nicht weniger geben wollte, als was mit Gottes Wort in Einklang steht. An „Erkenntnis Gottes, des Schöpfers“, an „Erkenntnis des Ver söhners“, „der Art, Christi Gnade sich anzueignen“, und den „äußeren Mitteln oder Beihilfen, mit denen Gott uns zur Gemeinschaft mit Christus einlädt und in ihr erhält“ — wie die vier Buchteile überschrieben sind —, ist dieses Buch so reich und spendet so viel klare Belehrung, daß es als Leitstern für Christenleute und solche, die es werden wollen, auch heute noch nichts von seinem alten Glanz und seinen Segenskräften eingebüßt hat.

Kurz nach dem Erscheinen des Buches reiste Calvin, ohne in Basel sein Inkognito zu lüften und nach den noch 1532 so begehrten Verfasserehren Ausschau zu halten, zusammen mit du Tillet über die Alpen an einen kleinen Fürstenhof der Lombardei weiter. Ähnlich wie die Herrscherin von Nérac in Navarra war hier in *Ferrara* eine Fürstin königlichen Geblüts, *Renée*, die

Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, jetzt Gattin Ercoles d'Este — übrigens eines Sohnes der Lucrezia Borgia —, Schutzherrin einer kleinen, der Reformation zuneigenden Flüchtlingsgemeinde. Der begabte spätere Psalmensänger Clément Marot weilte außer anderen gerade zu dieser Zeit an ihrem Hofe. Calvin, der diesmal unter dem Namen Charles d'Espeville reiste, wird nicht nur seines höfisch gewandten Wesens und seines angenehmen Äußeren wegen sich die Gunst der Fürstin erworben haben. Ein zu Hanau aufbewahrtes Bildnis zeigt Calvin mit hohem weißem Spitzenkragen und feingefälteltem Hemd unter dem breiten Samtkragen seiner dunklen Tracht. Er trägt Siegelring und Handschuhe. — Ein später bis zum Tode fortgesetzter Briefwechsel mit Renée von Ferrara zeugt davon, daß die Wesen beider sich auf einer anderen Ebene begegnet sind. Vielleicht trug Calvins Ring schon damals zwischen den Namensbuchstaben J und C seinen Wappenschild mit einem Herz in der Hand, gedeutet als: „Cor mactatum tibi offero“, zu deutsch: „Ein geopfert Herz bringe ich dir, Gott, dar.“

Gar bald sollte es sich zeigen, ob es ihm mit diesem Wahlspruch Ernst war.

Genf — Straßburg — Genf

Es ist sicher sinnvoll, wenn das sogenannte Holländische Porträt, das Calvin inmitten seiner Studierstube zeigt, als Zimmerschmuck ein Wandbild mit einer Ansicht von *Noyon* aufweist. Calvin ist ein *der Heimat verhafteter Mensch* gewesen, auch wenn er sein eigentliches Betätigungsfeld weit entfernt von ihr angewiesen erhielt. Noch im Jahre 1552 erzählt er Freunden, wie er seine Heimatstadt „überlebe“, weil sie der Zerstörung durch Kaiserliche anheimgefallen sei; ein Vorgang, der sich übrigens später ähnlich ein zweites Mal

wiederholt. Das erste Mal hatte er sich von einem Augenzeugen berichten lassen, wie „sich in den Ruinen unserer Stadt der seltsame Anblick geboten, daß mein Vaterhaus unversehrt geblieben sei, während alle Nachbarhäuser in Asche gelegt worden seien“. Calvin schließt solche unserer Generation nicht unbekanntem Betrachtungen mit der Bemerkung: „So muß ich nun den Tod der Stadt betrauern, die voriges Jahr bei einem falschen Gerücht von meinem Tode schon feierliche Dankgottesdienste hielt, um über Christus zu triumphieren.“

Calvin wird daher der endgültige Abschied von dieser Stadt nicht sonderlich leicht gefallen sein, als er die kurze Atempause des Edikts von Coucy ausnutzte und im Hochsommer 1536 von dort mitsamt seinem Bruder Anton und seiner Schwester Marie nach Auflösung des väterlichen Hausstandes fortzog. Freilich, die Verwandtschaft hatte ihnen statt Segen Flüche mit auf den Weg gegeben: in Pont-l'Évêque starb der Name Cauvin aus, weil seine Träger diesen aus Haß gegen den berühmtesten Sohn der Sippe, den Ketzer, für immer ablegten. Die Hoffnung allein, in *Deutschland* als dem Lande der Reformation wiederum gastliche Aufnahme und einen Platz zu finden, an dem die Früchte eigener stiller Gelehrtenarbeit zur Förderung des einzig geliebten Werkes der Reformation reifen könnten, war es, die diesem Auszug eine versöhnliche Note verlieh.

Weil der direkte Weg nach Straßburg in diesen Monaten durch Kriegswirren gesperrt war, bequeme man sich zu dem Umweg, den Schweizer Jura im Süden bei Genf zu umgehen. Seitdem die wackeren Berner anfangs des Jahres 1536 — es war der 2. Februar gewesen — der von einer savoyischen Belagerung und den Wegelagerern aus der Bischofsburg Peney hart bedrängten Stadt Genf Entsatz gebracht hatten, war zugleich mit den umjubelten Truppen die Stunde der Freiheit für die evangelische Predigt gekommen. Damit

war *Wilhelm Farel* seit dem September 1532 leidenschaftlich entbrannter Kampf um diese Stadt trotz aller Rückschläge und trotz bischöflichen Bannstrahles zu einem siegreichen Ende gelangt. Sicher reizte es Calvin nicht wenig, anlässlich seiner Reise diesen Landsmann aus der Dauphiné kennenzulernen.

Er hatte zusammen mit seinen Geschwistern des Nachmittags die Predigt dieses Kämpfers gehört, der ebensowenig Rücksicht auf seine eigene Person wie auf die seiner Hörer kannte, wenn es Gottes Wahrheit Bahn zu brechen galt. Für den nächsten Tag wurde soeben der Plan der Weiterreise besprochen, da betrat, geführt von Herrn du Tillet, der gerade die Gemüter der Geschwister Calvin Beschäftigende in eigener Person das bescheidene Gasthofzimmer. Erstaunt hielt der Eintretende eine Weile inne: dieser schlanke Jüngling von nicht mehr als siebenundzwanzig Lenzen sollte der so rasch bekannt gewordene Verfasser der „*Institutio*“ sein, den zu treffen ihm, dem zwanzig Jahre Älteren, mit einem Mal ein so wichtiges Anliegen geworden war?

Formlos, ohne eine Aufforderung abzuwarten, hatte Farel sodann rasch Platz genommen. Auch Calvin musterte sein Gegenüber jetzt, nachdem du Tillet die Geschwister unter dem Vorwande, ihnen unbekannte Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen zu wollen, sacht aus dem Zimmer entführt hatte. Er ahnte, daß dieses jetzt anhebende Gespräch keine störende Gegenwart Dritter dulde. Er selbst wollte auch hier wie bisher lieber der sachte vermittelnde, niemals aber selbst mit-handelnde Zuschauer bleiben.

Hatte auch Farel in der Distanz von Kanzel und Kirchenstuhl in seiner Kraftfülle schon etwas Erhebendes, so wirkte dieser Mann mit seiner doppelten Mundfalte unter den starken Backenknochen, die in einen rötlichen, ungepflegten Bart ausliefen, mit seinem krauslockigen Haar über der vierkantigen Stirn nun, wo er auf Tischbreite nachgerückt war, auf sein Gegen-

über wie eine zum Schlage erhobene, geballte Faust. Und doch, hatte es nicht etwas Rührendes, wie sich auch dieses Gesicht zu einem teilnehmenden, ja weichen Ausdruck für Sekunden verschönte, als Farel den Ausgangspunkt von Calvins Reise erfuhr? Aber schon flammte und funkelte sein Auge wieder, als er von den hinter ihm liegenden letzten Jahren sprach, die dem Aufwundabwogen einer einzigen Schlacht glichen.

Ein kurzer Seufzer entrang sich seiner breiten Brust: war denn der Ausgang dieser Schlacht bereits entschieden? Rückten die neuen Sorgen nicht wie eine breite, stärkere Schlachtlinie aus der Tiefe des Feldes heran? Die Bürgerschaft, froh, von Bischofsjoch und Herzogsfron befreit zu sein, hatte nur allzu willfährig am 21. Mai das neue Glaubensbekenntnis geschworen; aber hatte nicht das Volk schon einmal sich selbst die Zügel schießen lassen und die Kirchen in blinder Wut der Bilder beraubt? Wer würde sagen können, wielange die neuen Zügel hielten?

Plötzlich richtete sich Farels Blick scharf auf den gespannt zuhörenden Jüngling: „Höre, Monsieur Calvin. Gott gab deinem Geist die Ordnungsstärke, die dein Buch ausweist, damit sie in das Chaos dieser Stadt hier Ordnung bringe.“

„Was soll das heißen? Hörtest du nicht meine eigenen Pläne?“

Kopfschütteln begleitete diese Entgegnung: „Du bist am Ende deiner Reise! Ich brauche hier deine Mitarbeit, kann ihrer nicht entraten!“

Nun springt auch dem Jüngling am andern Tische das Blut in die Schläfen. Wie kann dieser ihm plötzlich in die Quere Gekommene ihm das Werk aus den Händen ziehen, an dem er mit allen Fasern seines Wesens hängt, das mit dem Preis der Auswanderung ihm nicht zu teuer bezahlt zu sein schien, wozu einzig er sich selbst für berufen hielt: Fanale zum Heile der Reformation in einer Gründlichkeit wie nie zuvor Stück

um Stück in stiller Gelehrtenstube seiner Feder und seinem Fleiße abzurufen? Nein, daran hält er fest. Auch sein Wille ist im Kampf der Jahre gestählt.

Schon sitzen beide nicht mehr auf den derben Brettstühlen des niedrigen Zimmers. Unruhig wandert Farel die breiten Bohlen auf und ab, während Calvin, zum Fenster gekehrt, sein Auge wie abwesend über die breiten Bänder der die Stadt umstellenden Bergketten schweifen läßt.

Die Weigerung hat Farel tief erschüttert. Kennt er nicht zu genau seine eigenen Grenzen? Sturmbock, nicht Baumeister ist er. Soll der Sturm umsonst gewonnen sein, weil die Kraft, das Erstrittene zu binden, ihm fehlt?

Doch da hat sein kampferprobtes Auge schon die Blöße des Gegners erspäht. Langsam hebt sich sein Nacken, und ruckartig sieht er dem vor Entrüstung noch bebenden Jüngling voll ins Gesicht:

„Ruhe verlangst du, zu Studien, wie du sagst. — So möge denn Gott deiner Ruhe Fluch senden, wo du an unserer Not vorübergehst und weitereilst wie jener Levit zwischen Jericho und Jerusalem, von dem unser Herr mit Abscheu spricht!“

Wir brauchen nicht lange herumzuraten, welches die Wirkung solcher Worte war. Nach zwanzig Jahren noch erinnert sich Calvin an diese wohl entscheidungsvollste Minute seines Lebens so eindeutig, daß er seine wahre Berufung in die Worte kleiden kann: Wie ich „*in Genf nicht bloß durch Zureden und Mahnen, sondern durch eine furchtbare Beschwörung Guillaume Farel's festgehalten wurde*“, war es mir, „*als ob Gott vom Himmel her gewaltsam seine Hand auf mich legte*“.

Gegen Menschen hatte Calvin mit Gegengründen aufkommen können; wo er Gott hörte, ist *seine einzige Antwort: Gehorsam*. Das ist das Geheimnis dieses alle persönlichen Anwürfe und alle sachlichen Gegensätze auf sich nehmenden und durchstehenden Reformators,

daß sein Glaubensgehorsam bedingungslos war. *Die Größe dieser innersten Zucht gibt ihr die Weite der Auswirkung, weil auch nicht der geringste Zweifel und nicht die kleinste Untreue willentlich und wissentlich ihren Ausgangspunkt trübt.* Als darum der inzwischen in sein katholisches Domherrentum zurückgekehrte du Tillet zwei Jahre darauf dem in Genf scheinbar gescheiterten Reformator den Gedanken nahelegt, mit dem er wohl am andern Morgen gleich die Botschaft, die sein Freund ihm ausrichtete, aufnahm, nämlich dieser Schritt sei ein übereilter, muß er von Calvin folgendes hören:

„Gilt es über meine Berufung zu reden, so glaube ich, haben Sie nicht so viel gute Gründe sie anzufechten, als mir der Herr sichere gegeben hat, darin fest zu werden. Mag meine Berufung Ihnen zweifelhaft erscheinen, mir genügt, daß ich ihrer sicher bin, ja noch mehr, daß ich sie beweisen kann vor allen, die ihr Urteil der Wahrheit unterordnen wollen.“

So hat diese Stunde auch die große Belastungsprobe bestanden, die dadurch über sie verhängt war, daß die Arbeit, in die Calvin nun eintrat, nicht zu dem erhofften Erfolg geführt hat.

Der *Anfang* war bescheiden genug. Im November 1536 wird Calvin in *Genf* zum *Lektor der biblischen Schriften* ernannt — so ein kleiner Nebenposten anfänglich, ohne Bezahlung, ja, ohne daß das Genfer Ratsprotokoll es für wichtig genug hält, den Namen des Betreffenden mit aufzunehmen. „Ille Gallus“ — „jener Franzose“ heißt bei seiner ersten Erwähnung derjenige, der mit seiner Arbeit und seinem Namen dieser Stadt ihren echtsten Ruhm einbringen sollte.

Den Befähigungsnachweis konnte er rasch erbringen. *Bern*, das seine Hand über Genf gehalten hatte, war an einer Entfaltung seiner Macht auch im vorher savoyischen Waadtland gelegen. Um auch hier der Reformation zum Siege zu verhelfen und dadurch alle Ge-

biete religiös zu vereinheitlichen, war ein *Religionsgespräch in Lausanne* trotz Einspruch des Kaisers auf den 1. Oktober 1536 festgesetzt. An ihm waren auch Calvin wie Farel und der diesem bisher in Genf zur Seite stehende Viret beteiligt. Da selbst Führer der Gegenpartei wie Ferdinand Loys sich am Ende der Gesprächswoche für geschlagen erklärten, war der Erfolg auf seiten der Reformations-Anhänger.

Nicht so glatt gestaltete sich das ungleich wichtigere Vorgehen in *Genf*. Der Grundgedanke dessen, was es hier durchzuführen galt, lag darin, *aus einer Scheinreformation*, die in der Hauptsache unter politischen Vorzeichen stattgefunden hatte, *eine Vollreformation* zu machen, *die in sichtbaren Lebensformen das Zeugnis ihrer Echtheit erbringen sollte*. Zu diesem Zweck war die Gestalt der Kirche in „21 Artikeln“ von Calvin herausgearbeitet, die sich nicht auf Einführung der Psalmen im Gottesdienst und einen Katechismusunterrichtsplan beschränkten, sondern neben einer Eheordnung auch eine Neuregelung der Abendmahlsfeier enthielten. Diese Feier sollte zum Bekenntnisakt und Prüfstein christlichen Lebens werden. Es sollten nämlich nur diejenigen zu dieser — wenn möglich monatlich zu haltenden — Feier zugelassen werden, die nicht in offenbaren Sünden betroffen seien. Es war die Aufgabe besonderer Ehrenmänner als Vertrauensobleute, solches bezirksweise festzustellen.

Zuerst schien alles gut zu gehen. Die Artikel wurden von dem Großen und Kleinen Rat in Sitzung vom 16. Januar 1537 angenommen, mit der erträglichen Einschränkung freilich, die Abendmahlsfeier vierteljährlich zu halten. Doch weil den Reformatoren auch hier weniger an einem Scheinerfolg als an einer den einzelnen fordernden Reformation des Herzens lag, bestanden sie auch auf dem zweiten Punkt ihrer Forderung, nämlich, daß die ganze Bürgerschaft, gebietsweise Mann bei Mann, dieses Bekenntnis im Auszug beschwor. Am

29. Juli beschließt endlich der Rat auch diese Maßnahme, lehnt aber den bedeutsamen Gesichtspunkt ab, daß die Kirche selbst und nicht — wie auch sonst, zum Beispiel in Zürich — das Stadtparlament richterliche Aufsicht in Form des Abendmahlsausschusses üben solle. Auch mit der Bekenntnisablegung der Bürger hapert es, weil immer einzelne sich ausschließen. Aus einem Lebe-
mann wird nicht von heute auf morgen ein „Bruder in Christus“, wie mit unverhohlenem Spott von Haus zu Haus getuschelt oder auch im Mummenschanz auf offener Straße gehöhnt wird.

Anfangs 1538 klagt Calvin in einem Brief an *Bullinger*, Zwinglis Nachfolger in Zürich:

„*Eine dauernde Kirche* werden wir nicht haben, wenn nicht die alte, d. h. apostolische *Kirchenzucht* wiederhergestellt wird, die man bei uns in vielen Dingen herbeiwünscht. Aber wir haben nicht einmal erzwingen können, daß eine reine, heilige Beobachtung des Abendmahlsausschlusses durchgeführt wurde, und daß die Stadt, die im Verhältnis zur Größe übervölkert ist, in Einzelgemeinden geteilt wurde. Wie die ungeteilte Amtsverwaltung es mit sich bringt, kennt uns die Mehrzahl des Volkes mehr als Prediger denn als Seelsorger. Es sind noch viele andere Dinge, die wir gerne bessern würden, aber wir können die rechte Weise nicht finden, wenn es nicht *in gemeinsamer Überzeugung, Eifer und Fleiß* geschieht. Wenn doch nur einmal *eine reine, ehrliche Einigung unter unsern Kirchen* zustande kommen könnte!“

In diesen Tagen war die Entscheidung zugunsten der immer stärker werdenden Opposition in Genf bereits gefallen: alle vier Syndikussitze, die jährlich neu gewählten Bürgermeisterstellen, waren von Gegnern besetzt. Es wurde von diesen nur die Gelegenheit gesucht, die lästigen, auch von anderer Seite um der Lehre willen angefochtenen Prediger abzuschütteln. Rasch bot sich eine Handhabe hierzu darin, daß über die Köpfe

der Genfer Geistlichen hinweg eine rein kirchliche Frage vom Rat eigenmächtig entschieden wurde. Es sollte nach Berner Muster statt Brot, das Farel gebraucht hatte, bei der Abendmahlsspendung die Oblate zwangsweise eingeführt werden. Bern wünschte auch hier Einheitlichkeit. Nicht die Sache, wohl aber das Vorgehen des Rates reizte die Prediger, die nach Virets Fortgang nach Lausanne durch den eifernden Courault ergänzt waren, zum Widerstand. Sie weigerten sich, an Ostern in Berner Weise die Abendmahlsfeier zu halten. Ein Predigtverbot war die Antwort des Rates.

Dennoch hielten die drei Prediger vor der erregten Menge furchtlos Ostergottesdienste — jedoch ohne ein Abendmahl, „nicht der Brotfrage wegen, die wir als unwichtige Sache der kirchlichen Freiheit überlassen, sondern weil ein schwerwiegender Grund uns dazu bewog, nämlich daß wir das heilige Sakrament entweiht hätten, wenn das Volk nicht würdiger dazu sei. Wir wiesen hin auf die Unordnungen und Sünden, die in der Stadt herrschten, auf die freventlichen Lästerungen und Spottreden gegen Gott und sein Evangelium, wie auch die Unruhen, Parteien und Spaltungen . . .“ So heißt es in der Berufung der Prediger an den Berner Rat.

Ohne ihnen Gelegenheit zur Darlegung ihrer Auffassung zu geben, wurde den drei Predigern von dem noch am Ostertag selbst tagenden Rat und der am Dienstag darauf einberufenen Volksversammlung der Ausweisungsbefehl zugestellt, dem innerhalb von zwei Tagen nachzukommen war. Weil sie an ihrem Ort die Reformation nicht zu einem bequemen Liberalismus — man sagte damals: Libertinismus — herabwürdigen lassen wollten, wichen die drei Kämpfer und ließen eine johlende, lärmende Masse hinter sich zurück.

Das einzige, was sie auf dem bald darauf in Zürich tagenden Schweizer Theologenkongreß und in Bern erreichten, war eine Wiederherstellung ihrer Ehre gegen-

über unberechtigten Vorwürfen seitens des streitsüchtigen Caroli, der einst in Lausanne an ihrer Seite gestritten, dann aber gegen Viret und die Genfer Verdächtigungen der Irrlehre ausstreute, daß jene die Trinität nicht recht lehrten. Calvin wollte nicht die altchristlichen Bekenntnisse einfach unterzeichnen, da „*ein Religionsbekenntnis nichts ist als ein Zeugnis des Glaubens, der in uns lebt*; damit es sicher und lauter sei, müssen wir es allein *aus dem Quell der Schrift* schöpfen“. Im März 1537 hatte Calvin den vordem französisch verfaßten *Genfer Katechismus* auch lateinisch herausgegeben, damit er auch den deutschen Gelehrten verständlich wäre; doch war ihm das am 7. Juni desselben Jahres von Bern feierlich erteilte Rechtgläubigkeitszeugnis als Sicherung für Angriffe in der Zukunft wertvoll. Versuche, die Vertriebenen wieder an die Stätte ihrer Wirksamkeit zurückzuführen, scheiterten allerdings buchstäblich an der Genfer Grenze.

Die *Zeit der Verbannung*, die die kommenden drei Jahre in Calvins Leben ausfüllen sollte, ist wiederum eine Lehrzeit, die man als Meisterklasse seiner Lebensschule bezeichnen kann. Aus der Zucht einer wegen ihrer geringen Größe übersichtlich zu führenden französischen Flüchtlingsgemeinde in Straßburg und aus der Weite des weltgeschichtlichen Blickes, den ihm die Teilnahme an den Religionsgesprächen in den deutschen Reichsstädten der Jahre 1539—1541 vermittelte, ist der Mann hervorgegangen, der berufen war, die Schweizer und westeuropäische Reformationsbewegung zu zuchtvoller Einheit und gesamtchristlicher Weite, soweit es an ihm lag, zu führen.

Während der blinde Courault bei Viret Unterkommen und später Stellung in Orbe fand, wo er im gleichen Jahre 1538 noch verstarb, hatte Farel einem Ruf seiner alten Neuchâtelers Gemeinde Folge geleistet. Nur Calvin saß noch in *Basel*, wo Grynaeus anfangs ihm und Farel wieder hilfreiche Hand bot. Aus *Straßburg*

erreichte ihn von Butzer und Capito die Aufforderung zur Übersiedlung. Auch in diesem Falle, wo er gerade aufopferungsvoll einen Neffen Farel's bis zum Tode pflegt, folgt er dem Ruf zu einem neuen Amt erst, als — ähnlich seinem Verhalten im Jahre 1536 — selbst „die Allerruhigsten“ dem Zurückschauenden „drohten, der Herr werde ihn finden, wie er den Jonas gefunden hätte“.

Außer dem ihm hier vom Rat übertragenen *Pfarramt*, zu dem ihm eine eigene Kirche bereitgestellt wird, erhält Calvin den Lehrauftrag zur Bibelerklärung in der obersten Klasse des weithin vorbildlichen *Johann-Sturmschen Gymnasiums* in Straßburg. Hier, im Umgang mit wohlwollenden und weitblickenden Amtsbrüdern und in stetiger Arbeit heilt dem doch schwer am Genfer Schlag Leidenden langsam die Wunde.

Auch ein Ereignis, das dazu angetan war, diesen Prozeß zu fördern, fällt in diese Zeit. Anfang August 1540 kann *Farel* seines Freundes Hand und die einer jungen Witwe zum *Ehegelöbniß* ineinanderlegen. *Idelette de Buren* war in erster Ehe mit einem von Calvin selbst bekehrten Wiedertäufer, Johann Stordeur, verheiratet. Sanfter, doch glaubensstarken Sinnes, war sie die Ergänzung und Bereicherung für Calvin, die manche Härte und Bitterkeit seines Wesens für die Zeit ihrer Ehe von ihm nahm. Wenn wir Calvin später gelegentlich die Äußerung tun hören: „Nichts nämlich gibt es, was dieses Geschlecht (der Frauen) mehr zieren würde als ein sanfter und ruhiger Geist“ und andernorts: „Da ein Christenmensch unter keinem anderen Gesetz eine Frau als Ehegattin heimführen kann, außer daß sie sich ihm bei allen Pflichten des frommen Lebens als Helferin und Genossin erweise . . .“, so können wir uns ein Bild der Frau machen, mit der Calvin jetzt ein eigenes Heim in Straßburg einrichtet, mit der er *in glücklicher Ehe* lebt, und der er nach ihrem frühen Tode in schwer verhaltenem Schmerz nachtrauert: „Ich bin der Hälfte

von mir selbst verlustig gegangen, wo der Herr neulich meine Gattin zu sich zurückgenommen hat.“

Wenn wir ein 1907 wieder entdecktes Porträt Idelettes, welches eine zarte, wohlgebildete Frau mit auffallend großen Augen und einer Rosenknospe in der Hand in dunklem Festkleid zeigt, gegen das Hanausche Bildnis Calvins halten, so können wir uns vorstellen, um welch edles Paar der rege Gelehrtenzirkel Straßburgs zu dieser Zeit bereichert worden ist. Allerdings wurde der Anfang der Ehe gleich durch viel Krankheit Calvins überschattet; auch später ist sie dadurch mit einem Zug von Wehmut umgeben, daß keines der drei Kinder, welche Idelette ihrem Manne im Laufe einer neunjährigen Ehe schenkte, am Leben geblieben ist. Auch die letzten Zeilen des Widmungsschreibens an den Hausarzt Textor, dem Calvin den Kommentar zum 2. Thesalonicherbrief zueignete, lassen uns einen Blick in diese Ehe tun: „Außerdem mahnt mich die Erinnerung an meine verstorbene Frau *täglich* daran, wieviel ich Dir schulde, nicht nur, weil sie durch Deine Hilfe öfters Erleichterung fand, einmal auch von schwerer, gefährlicher Krankheit wiederhergestellt wurde, sondern auch, weil Du in ihrer letzten Krankheit, durch die sie uns entrissen wurde, es an keinem Versuch, keiner Mühe und Anstrengung, ihr zu helfen, fehlend ließest.“

In Straßburg findet Calvin neben seiner Gemeinde und Lehrtätigkeit Zeit zu *literarischer Arbeit*. Die zweite, um ein Beträchtliches erweiterte Auflage der „Institutio“ erscheint 1539 *lateinisch*, zwei Jahre darauf auch in *französischer* Übersetzung. Auch seinen ersten *Bibelkommentar*, die Erklärung des Römerbriefs, gibt Calvin mit einem ausführlichen Vorwort, in dem er seine Grundsätze über Bibelarbeit darlegt und gegen die anderer abgrenzt, noch im gleichen Herbst 1539 mit einer Widmung an seinen Gastfreund Grynaeus in Basel heraus.

Es liegt eine eigentümliche Steigerung im Besuch der

Orte durch Calvin, an denen vom Juni 1540 an mit knappen Unterbrechungen bis in den Herbst 1541 die Bemühungen stattfanden, durch einen Religionsvergleich die verlorene Glaubenseinheit in Deutschland wiederherzustellen. Schon auf der Vorbesprechung 1539 in Frankfurt am Main lernt Calvin *Melanchthon* kennen. In *Hagenau* weilt er noch als interessierter Privatmann; in *Worms* ist er bereits beauftragter Beobachter des dem Butzer ergebenen Herzogs von Lüneburg, und in *Regensburg* nimmt Calvin schließlich als amtlicher Abgesandter der Freien Reichsstadt Straßburg teil. Hier ist Calvin mit den führenden Köpfen aus beiden Lagern zusammengetroffen, hier hat er wie an keiner andern Stelle aus eigener Beobachtung Blicke in die wirkliche Lage des deutschen Protestantismus und der gegnerischen Front tun dürfen. Selbst zu *Luther* und *Melanchthon* hatte sich seit dem Jahre 1539 ein zarter Faden angesponnen, mit dem ersteren durch *Gruß- und Lobwort Luthers über Calvins „Antwort an Sadolet“*, das Butzer zur Ausrichtung aufgetragen war. Die Bekanntschaft mit *Melanchthon* führte zu einer von Calvin mit einseitiger Verehrung und Treue festgehaltenen Lebensfreundschaft beider Männer.

Für die Heranziehung Calvins zu diesen in ihrem Verlauf allerdings zum Scheitern verurteilten Versuchen und Besprechungen ist seine eben genannte Flugschrift gegen Kardinal Sadolet sicher mitbestimmend gewesen. Sie ist auch dadurch für die Lebensgeschichte Calvins von Wichtigkeit, weil sie der unmittelbare Anlaß zu seiner *Rückberufung nach Genf* wurde. Seine in Form eines offenen Sendschreibens gehaltene Schrift bildet die Antwort auf ein von dem genannten Kardinal an die „Genfer lieben Brüder“ gerichtetes längeres Schreiben

Nach der Ausweisung der reformierten Prediger aus Genf hielt natürlich die katholische Kirche ihre Stunde wieder für gekommen. Das Werk der *Gegenreformation* wurde hier in die Hände eines Kardinals gelegt.

der durch seine Reformgeneigtheit zwar der römischen Kurie selbst manchmal schon fast verdächtig geworden, diesmal aber als geeigneter Mann für den erstrebten Zweck höchst willkommen war. Sollte ein Mann, der nicht nur eigene Studien zum Römerbrief veröffentlicht und zwei Jahre zuvor sogar mit Melanchthon ins Gespräch zu kommen gesucht hatte, nicht brauchbarer sein als der den Genfern höchst unsympathische Bischof selbst, den seine Verwandtschaft mit dem Savoyer Herzogshaus allein schon verdächtig machte? Ihn tröstete dieweil ein roter Hut aus Pauls III. Hand. Die Lyoner Bischofskonferenz hatte mit ihrer Beauftragung des Bischofs des südfranzösischen Carpentras bei Avignon keine schlechte Wahl getroffen. Nicht nur der werbende Ton dieses an „seine herzlich ersehnten Brüder, Behörde, Rat und Bürgerschaft zu Genf“ gerichteten Schreibens und die bedachtsame Art seiner Federführung, nein, auch die ins Feld geführten Gründe — wie der Hinweis auf das ehrwürdige Alter der katholischen Kirche und dagegen die neuerliche Unordnung und Abspaltung der sogenannten Reformation — versprachen Sadolet eine geneigte Hörerschaft, zumal er das ganze Schreiben höchst wirkungsvoll in ein auch dem einfachen Mann verständliches Bekenntnis eines treuen Katholiken ausklingen ließ, der sich nun in schönstem Licht von den Neuerern abhob.

Das Schreiben des Genfer Rates schien *Sadolet* die Aussicht auf Erfolg einstweilen zu bestätigen; in Wirklichkeit hielt jedoch der Rat eine Entgegnung von evangelischer Seite für dringend erforderlich. Wer sollte aber diese Arbeit übernehmen? Die an die Stelle der Vertriebenen getretenen Pfarrer wie etwa de la Mare oder Marcourt fühlten sich dieser Aufgabe nicht im mindesten gewachsen. Die „Guillermins“ — wie die Gruppe der Genfer Getreuen nach Farel's Vornamen im Volke hießen — wußten, wer allein es schaffen könne: *Calvin*.

Man kann die von ihrem Verfasser selbst als „Sechstageswerk“ bezeichnete Entgegnungsschrift die *klassische Rechtfertigung für die Notwendigkeit der Reformation* nennen.* Wie aus einem Guß erhebt hier an Stelle der ausgehöhlten Namenskirche die erstrebte und im persönlichen Einsatz miterstrittene Schau einer evangelischen Kirche, die über ein Jahrtausend hinweg der alt-christlichen Kirche die Bruderhand reicht und sich von ihr und nicht vom Nachfolger auf dem Bischofsstuhl des Petrus Weihe und Weisung holt.

Kraft seiner göttlichen Berufung und ordnungsgemäßen Bestallung fürs Genfer Pfarramt tritt *Calvin* den persönlichen Anwürfen dieses eigentlich recht entlegen wohnenden Herrn Kardinals entgegen. Zugleich stellt er sich schützend vor seine Freunde *Viret* und *Farel*. Man möge ihre Arbeit beurteilen, wie man wolle; „ganz gewiß aber habe ich mich um die Sauberkeit, die die Arbeit für Gott erfordert, bemüht, so wahr Christus mein Richter und seine Engel meine Zeugen sind. Dies Zeugnis geben mir auch viele gutgesinnte Menschen.“ Wolle man ihn und seine Brüder eitlen Ehrgeizes beschuldigen, so sei er darüber erhaben, weil gute Pöstchen ihm müheloser als anderen im Schoße der katholischen Kirche auf Grund seiner Begabung zugefallen wären. „Diese eine Feststellung nur noch: was höchsten Strebens wert ist, wäre mir nicht unerreichbar geblieben, nämlich Muße zu literarischer Beschäftigung unter ehrenhaften und angemessenen Bedingungen.“

Sehr bald kommt *Calvin* aber dann zur Sache selbst. Der echte *Calvin* blitzt gleich zu Beginn in einer Luther ebenbürtigen Größe auf, wenn er *Sadolet* auf seine Ausmalung ewiger Freuden anspricht und sagt: „Es ist aber theologisch nicht richtig, den Menschen so mit sich selbst zu befassen. Dies sollte man einem Menschen nicht zur Gestaltung seines Lebens an den Anfang set-

* Vgl. meine Neuübersetzung: „Mußte Reformation sein?“ Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1956.

zen, sondern eher das Bemühen, die Ehre des Herrn zu vermehren. Für Gott nämlich, nicht für uns sind wir zuallererst auf der Welt.“ Eine nur auf die „Tradition“ sehende Kirche vergesse über dem „einmütig, überall und immer“ Gelehrten gar zu leicht das Hauptstück der Tradition, nämlich das Wort Gottes in der Bibel. Auch rücke der Papst dabei in eine merkwürdige Einheitsfront, um sich eben dieses göttliche Wort vom Halse zu halten, wenn er mit den Wiedertäufern immer nach dem „Geist“ Ausschau halte. Dem stellt Calvin seine Kirchengestalt entgegen: „Auf drei Teilen steht und stützt sich am ehesten die Unversehrtheit der Kirche: auf Lehre, Ordnung und Sakramente; viertens können noch die gottesdienstlichen Formen hinzukommen, die das Volk in den Pflichten der Frömmigkeit üben sollen.“ Eben weil Calvin „als Beweis für die Echtheit der ausgesprochenen Reue und zur Tilgung der Erinnerung des durch die Sünde entstandenen Anstoßes“ an der Kirchenzucht als wesentlichem Bestandteil christlicher Kirchenordnung festhält, ja sie recht eigentlich in ihrer Wichtigkeit erst hervorkehrt, ist er auch gegen den — je nachdem mehr oder weniger berechtigten — Einwand von katholischer Seite gefeit, „daß wir durch den Hinweis auf die Rechtfertigung aus Gnaden den Eifer nach guten Werken im Christenleben unmöglich machen“. Die Antwort, die Calvin erteilt, stellt das Herzstück seines Glaubens — man muß schon sagen — in schlichter Monumentalität heraus:

„Den guten Werken sprechen wir bei einem Menschen *vor* seiner Rechtfertigung bei Gott jegliche Bedeutung ab; im Leben der *Gerechtfertigten* geben wir ihnen die beherrschende Stellung. Denn wer Christus besitzt, der hat Gerechtigkeit erlangt . . . Wo Christus ist, da ist auch der Geist der Heiligung; sie soll die Seele zu neuem Leben in der Wiedergeburt erblühen lassen. Umgekehrt, wo kein Eifer für heiliges Wesen und Unschuld anzutreffen ist, da ist auch nicht der

Geist Christi, noch Christus selbst . . . Nach unserer Lehre bringt Christus die, welche er rechtfertigt, durch Wiedergeburt zu seligem Leben. Aus dem Reich der Sünde Erlöste überführt er ins Reich der Gerechtigkeit. Er bildet sie wieder um ins Ebenbild Gottes und bringt sie durch seinen Geist zum Hören auf seinen Willen.“

Wir wollen es uns hiernach versagen, auf weitere Feinheiten dieser Schrift hinzuweisen, wie Calvin die Fragen der Ohrenbeichte, Heiligenanrufung, Fegefeuer, das kirchliche Amt und den Vorwurf der Kirchenspaltung auch im einzelnen treffend beantwortet; es würde den Rahmen dieses kurzen Lebensbildes sprengen. Man kann nur den Erfolg dieser Schrift in einem Satz mitteilen: seit dem 21. September 1540 bemüht sich der Genfer Rat um die Rückberufung des vorschnell fortgewiesenen Reformators.

Bedeutsam genug ist aber, wie Calvin zu dem Gedanken einer *Rückberufung* steht. Man sollte annehmen, ihm sei nichts willkommener als solche Wiederherstellung seiner Ehre, zumal sich seine wirtschaftliche Lage bei seinen 52 Sonnentälern im Jahr mehr als bescheiden gestaltete. Das erste Jahr war er neben der Gastfreundschaft allein auf den Erlös aus dem Verkauf seiner eigenen Bibliothek angewiesen. „Ich hoffe, der Herr wird mir, wenn's nötig ist, wieder einmal andere Bücher geben“, hatte er du Tillet geschrieben, als er geldliche Unterstützung von seiner Seite 1539 ablehnte.

Drei Stadien lassen sich nun deutlich unterscheiden. Zuerst wird ihm dieser Gedanke noch unverbindlich von den Schweizer Freunden nahegelegt. Die Antwort an *Viret* vom 19. Mai 1540 lautet: „Nach Genf soll ich gehen, um es besser zu haben? Warum nicht lieber geradewegs ans Kreuz? Besser wäre es, einmal zu sterben, als auf einer Folter immer wieder gequält zu werden.“ Doch dann kommt eine *Gesandtschaft*, geführt von Ami Perrin, im Auftrage der Stadt Genf.

Als diese Calvin bereits von Straßburg nach Worms

abgereist findet, folgt sie ihm dorthin nach, was Calvin als Zeichen der Wertschätzung und Aufrichtigkeit nicht wenig rührt.

Nun hat die Frage für ihn mit einem Male ein völlig verändertes Gesicht: ein neuer Auftrag, nicht eine bloße Möglichkeit heischt seine Stellungnahme. Er ist sich keineswegs sogleich schlüssig; sein ganzes, bebendes Herz schüttet er in einem Brief seinem nächsten Freunde und Rater Farel aus, den er bittet, diesen für sich zu behalten. Die Antwort an den Genfer Rat ist hinhaltend; Viret soll vorerst zur Beseitigung der augenscheinlichsten Übelstände im Genfer Kirchenwesen von den Bernern auf kurze Zeit erbeten werden. Calvin liegt daran, auch das Einverständnis der mächtigen Nachbarstadt Genfs für seinen Schritt zu haben. Der Straßburger Rat, dem Calvin selber meint noch ein Unbekannter geblieben zu sein, wünscht diesen Mann in seinen Diensten zu behalten.

Calvin will die ganze Sache nicht allein entscheiden. Er trägt seinen Amtsbrüdern die Angelegenheit vor; diese wie Farel reden zu. Ein neuer Brief folgt dem kürzlich erst abgesandten: „Hätte ich die Wahl, ich täte lieber alles andere als Dir gehorchen. Aber da ich weiß, daß ich nicht mein eigener Herr bin, so bringe ich mein Herz gleichsam ertötet dem Herrn zum Opfer dar . . . Wenn ich auch nicht sehr erfinderisch bin, so würden mir doch Ausflüchte nicht fehlen, mit denen ich so heimlich ausweichen könnte, daß es bei den Menschen nicht den Anschein erwecken könnte, die Sache sei durch mich ins Stocken geraten. Aber *ich weiß, daß ich es mit Gott zu tun habe*, der solche Schlaueit aufdecken würde. *Deshalb habe ich meinen Sinn gebunden und gefangengegeben in den Gehorsam Gottes*; und wenn mein eigener Rat mich im Stich läßt, so überlasse ich mich der Leitung der Leute, durch die, wie ich hoffe, der Herr selbst zu mir reden wird.“ — So völlig selbstlos sieht also in Wirklichkeit der Mann aus, den man

als den machtlüsternen Herrscher einer von ihm höchstpersönlich eingeleiteten „Theokratie von Genf“ durch die Aufklärerbrille gar zu vieler Geschichtsschreiber sehen gelernt hat.

Und endlich das dritte Stadium; auch dieses nicht weniger bezeichnend als das vorige für den Mann Calvin. In Gottes Zucht ist sein Wille zur Entschiedenheit herangereift. So soll der Einsatz an einer Aufgabe, vor deren Größe er vordem selber „schauderte“, nun nicht auf sich warten lassen. Ungeduldig schreibt er noch von Regensburg aus an *Farel*, dessen Brief wieder den Ausschlag gegeben hat, unter dem 9. Juni 1541: „Über unsere frühere Gemeinde steht mein Plan fest. Sobald ich hier los bin und mein Kollege sich mir anschließen will, eile ich dorthin. Läßt er mich im Stich, so komme ich eher allein, als daß ich sie in ihrer Hoffnung täusche.“ Tatsächlich verläßt Calvin am 1. September, ohne auf Butzer zu warten, ohne Gewißheit über die Berner Einstellung, unter dem Ehrengleit eines Genfer Herolds Straßburg und trifft nach zwöftägiger Reise in Genf ein, zu neuem Dienst bereit.

Ein Wort, das der Reformator dem Neuchâtelier Freunde Farel, bei dem er übrigens kurz die Reise unterbrochen hatte, in seinem ersten Brief aus Genf mitteilt, kann wie eine Prophetie für Calvins eigene *zweite*, nun bis zum Tode durchgeführte *Wirksamkeit in Genf* gelten. Er schreibt: „Da Du mit dem Satan zu kämpfen hast und unter Christi Fahnen dienst, wird Dir der den Sieg verleihen, der Dich gerüstet und in diesen Kampf geführt hat.“

Dieses wird auch der Trost gewesen sein, an den Calvin sich klammerte, wenn er in diesen ersten Tagen an die Aufgaben herantrat, die seiner in dieser Stadt harrten. Freilich, zuerst läßt alles sich freundlich an. Bei seiner Vorstellung im Rathaus am Ankunststag, dem 13. September 1541, hatte er in freier Rede sogleich die Notwendigkeit einer Kirchenzucht in den

Vordergrund gestellt. Einer Kommission von sechs Ratsmitgliedern wurde im Verein mit den verbliebenen Predigern, die sich mit Calvin einig erklärten — ein Erfolg der von Calvin während seiner Abwesenheit gezeigten Versöhnungsbereitschaft —, die Aufgabe übertragen, ein *Kirchengesetz* auszuarbeiten, das unter dem Namen der „Ordonnances ecclésiastiques“ weithin beispielgebend geworden ist. In der erstaunlich kurzen Zeit von zwanzig Tagen war der Entwurf geliefert und bereits vom engeren Ratsausschuß durchberaten. Innerhalb weiterer vierzehn Tage hatte er auch die Zustimmung vom Großen Rat und der Volksversammlung erhalten. Die Kürze dieser Zeit zeigt, daß alles bereits klar vor Calvins Auge stand, was es hier durchzuführen galt. Es war der alte, durch die Straßburger Erfahrungen gereinigte und bereicherte Plan der Kirchenzucht, der nun hier der in der Zwischenzeit arg verlotterten Gemeinde ein neues Gesicht verleihen sollte, ja *den Typ der spezifisch reformierten Gemeinde* in Genf als leuchtendes Beispiel erst langsam erstehen ließ.

Calvin urteilt über diesen ersten, entscheidenden Erfolg: „Die Gesetzesvorlage“ sei „zwar durchaus nicht vollständig genug, aber doch im Verhältnis zur Kraftlosigkeit unserer Zeit recht erträglich“. Wenn auch diesmal vom Rat die monatliche Abendmahlsfeier nicht zu erlangen war und dessen Einfluß bei der Pfarrstellenbesetzung erweitert wurde, auch der bürgerlichen Richtbarkeit des geistlichen Standes der Vorrang vor dem Standesgericht in der sogenannten „Kongregation“ gewahrt wurde, so war aufs Ganze gesehen dieses Gesetz doch eine Grundstocklegung, die Calvin eine Arbeit ganz in seinem Sinne ermöglichte.

Es wurden *Älteste* zur Ausübung der Kirchenzucht bestimmt „und zur Wahrung der Kirchenordnung eingesetzt“. Auch um eine Regelung der *gottesdienstlichen Formen* kümmerte sich Calvin; er übernahm hierbei das meiste aus den in Straßburg gebrauchten Formen, die

ihrerseits nicht unbeeinflusst von Züricher Riten waren. Nur bei der Tauf- und Abendmahlsliturgie arbeitete er Eigenes aus, „um eine längere und deutlichere Erklärung zu haben“.

Etwas Zukunftsträchtiges schuf Calvin in dieser Zeit in dem in fliegender Eile abgefaßten *neuen Genfer Katechismus*, „bei dessen Abfassung mir der Herr, wie ich glaube, beigestanden hat. Das sind ja freilich Arbeiten von wenigen Tagen gewesen, aber bei so vielen Abhaltungen, die mich bald hierhin und bald dorthin rufen, ist jede Arbeit schwierig. Denn ich entsinne mich nicht, daß, seit ich hier bin, mir nur einmal zwei Stunden vergönnt gewesen wären, in denen man mich nicht in Anspruch nahm.“

Calvin taucht unter in Arbeit, ohne sich lange mit der Vorrede aufzuhalten. Er schildert uns, wie gespannt man seiner *ersten Predigt nach der Rückkehr* entgegen sah. Würde nun die große Abrechnung erfolgen? Doch die Genfer hatten Calvin unterschätzt. Kein gehässiges Wort über nun besiegte Gegner, nur „ein paar Worte über Art und Weise unserer Amtsführung“, wo er seiner Amtsbrüder Farel und Courault gedenkt und seine eigene „lautere Treue mäßig hervorhob“, dann fährt er in der Erklärung des Bibeltextes fort, wo er vor drei Jahren hat aufhören müssen. Um übrigens die Ehre der Wiedereinsetzung auf seine Person nicht allein zu lenken, sorgt Calvin dafür, daß öffentliche Gesandtschaften nach Neuchâtel und nach der Stadt, wo Courault begraben liegt, abgehen: an den einen, um ihn zu bitten, „er wolle seine frühere Herde auch wieder einmal besuchen“, und nach Orbe, „um für den Toten in jener Gemeinde Zeugnis abzulegen“.

Doch hinter diesen Erfolgen der Anfangszeit steigen bereits die ersten *Wetterwolken am rasch wechselnden Genfer Horizont* auf, in deren Wetterstrahl, oft grell beleuchtet, oft schier selbst von ihm erschlagen, der eine Mann unter dem Panier Christi aufrecht ausharrt.

Es ist die Frage rechter Mitarbeiterschaft, die Calvin als die wohl stets gleiche Führungsnot auch sogleich bitter empfindet. Zwei der in der Zwischenzeit berufenen Pfarrer haben schon vor seiner Rückkehr ohne regelrechten Abschied die Stadt verlassen, ein dritter kommt gleich danach um seine Entlassung ein. Aber zwei bald recht widerstrebende Amtsbrüder muß Calvin noch eine ganze Zeit „mit großer Mäßigung und Toleranz“ als „Hefe im Faß“ dulden.

Zudem muß auch die Leitung der großen Stadtschule de la Rive — zu Sauniers Zeiten der Sammelplatz der „Guillermis“, jetzt jedoch verwaist — in ordentliche Hände gelegt werden. Der alte Cordier läßt sich auch durch Calvins Werben nicht bewegen, hierher zur Übernahme der Leitung oder zu weiterer Mitarbeit zurückzukehren. Ein junger, begabter, doch mit dem bezeichnenden Dünkel des Selbstlerner und nicht schulmäßig voll Gebildeten behafteter Savoyarde namens *Sebastiano Castellio* muß schließlich mit dieser Arbeit betraut werden. Auch hierdurch wird neuer Zündstoff — vielleicht noch ohne Wissen der Beteiligten — in die unruhvolle Stadt getragen. Denn jeder, der der hohen Anforderung im Genf Calvins weichen muß, wird zum Gift und Galle speienden Verleumder dieses Mannes und seiner Arbeit. So später vor allen *Castellio*.

Verquickt mit der Auflehnung der Stadtgeschlechter gegen die Lückenlosigkeit der Kirchengzucht, die nicht den kleinen Dieb ergreift und den großen laufen läßt, ist der Ketzerprozeß *Servet* im Jahre 1553.

Dieser spanische Arzt *Michael Servet*, der sich an der Entdeckung des doppelten Blutkreislaufs nicht genügen ließ, sondern „die Wiederherstellung des Christentums“ in einer Beseitigung des Glaubens an den dreieinigen Gott betreiben zu müssen sich gemüßigt fühlte, war, dem Lyoner katholischen Ketzergericht mit knapper Not entgangen, nach Genf in der Verblendung geflohen, seinen eigenen zweifelhaften Ruhm im Wettstreit mit

Calvin als theologischem Lehrer krönen zu sollen. Nicht umsonst hatte er sein Druckwerk „Restitutio christianismi“ genannt, um ein Seitenstück, nein, eine Übertrumpfung der „Institutio“ Calvins hinzustellen.

War dem Reformator auf diesem seinem eigensten Gebiet ein Gegner ebenbürtig — so argumentierte man zu der Zeit in Genf, als man den Namen Calvin in „Kain“ verdrehte und auf offener Straße Hunde gegen ihn hetzte —, so war sein Sturz nur eine selbstverständliche Folgeerscheinung seines soweit erschütterten Ansehens. Hier war nicht nur *ein* Scheiterhaufen geschichtet und damit ein Schicksal entschieden, hier konnte in kürzester Frist für den Richter selbst ein neuer errichtet werden. Übrigens ist Servets Aburteilung durch das Genfer städtische Tribunal erfolgt, das sich auf Gutachten aller Schweizer Kantone des evangelischen Lagers damals stützte. Sie ist nicht Calvin allein aufs Konto zu buchen, sondern seiner ganzen Zeit, in der ein Einzelleben nicht allzuhoch veranschlagt wurde. Calvin selbst hat den Prozeß eingeleitet, in seinem Verlauf jedoch für mildernde Umstände plädiert.

Das letzte Aufflackern der nächtlichen Aufruhrfackel in der Hand des heruntergekommenen *Perrin* war nicht mehr eine Flamme, die den Turm von St. Peter in Asche zu legen vermochte. Fortab, nachdem auch dieses Feuer rasch und restlos ausgetreten war, lenkte nur eine Hand und ein Wille, nun schon mit einer wachsenden Schar Gleichgesinnter umgeben, die Geschicke Genfs und seiner Kirche, nämlich der Geist eines Menschen, der zuvor selber Gehorsam gelernt hatte.

Mehr als alle Einzelheiten, soweit sie weniger sind als Kennzeichen, fesselt uns daher dieser eigen geartete Mann, einer aus der Schar der Evangelischen, die in den Tagen des Kampfes von den verschiedensten Seiten zu *einem* Ziel hingestrebte hatten, zu Jesus Christus, dem alleinigen Erlöser, und die in großem Schmerz in der Folgezeit der nachgeborenen Splitterrichter die neue

große Front zersplittern sehen mußten. Darum gehört Calvin heute, da wir seine Größe in der Treue zur Bibel und im Mut zum Kampf gegen die Gegenreformation erneut entdecken, nicht nur einer Konfessionsgruppe, sondern allen Evangelischen an.

Eine vielseitige Persönlichkeit

„Damit die Lage des Ganzen ruhig bleibe, dürfen wohl nicht alle ihre persönliche Ruhe haben.“ — Dies ist ein Ausspruch, den Calvin in einer Zeit getan hat, die nach dem Stand der Dinge in Genf einer seiner besten Kenner mit dem Kennwort „Der Triumph“ versehen hat, in einer Zeit also, wo nach dem Schema alle Schwierigkeiten beseitigt gewesen seien, alle Kampfeshitze dahinten liege. Man kann wohl sagen, daß es diese Zeit für Calvin nie gab; ja, daß er auch nie nach einem solchen Zustand Verlangen getragen hat.

Wie er im September 1556 einmal den Rhein abwärts gereist ist, um einen langwierigen Streit in den Frankfurter Refugiantengemeinden zu schlichten, setzt er in einem Brief an Justus Jonas in Wittenberg unbewußt der *Liebe zu seiner Arbeit* ein ergreifendes Denkmal, wenn er schreibt: „Ich habe gewiß hier noch keine freie Stunde gehabt, so daß ich mich in meine gewöhnliche Tretmühle zurücksehne, um Erholung zu haben.“ Warf ihn eine seiner vielfachen Krankheiten aufs Kranklager — länger als drei, vier Tage hielt es ihn nie im Zimmer. Es wird uns nicht einmal, sondern wiederholt berichtet, daß er, auch wenn er „kaum vom Tisch zum Bett gehen“ kann, sich zur Kanzel nach St. Peter hat tragen lassen oder auch die Predigt einem nahenden Fieberanfall noch mühsam abrang, der ihn dann sofort wieder eine Weile aufs Lager zwang. Dann ließ er sich den Famulus ans Bett rufen, um ihm mit dem Rest seiner Stimme Briefe in die Feder zu diktieren, Briefe,

die oft die weitreichendsten Fragen mit einer ins einzelne gehenden Gründlichkeit und Umsicht behandeln oder uns einen Einblick in die Gefahren tun lassen, die dem alle Kräfte verzehrenden Werke in allernächster Zukunft wiederum drohten. Was er einem Polen zur Ermunterung bei dem in seiner Heimat begonnenen Werk einmal zurief — der es sprach, war wahrlich berechtigt, so zu sprechen: „. . . es wäre Unrecht, in diesem heiligen Kriegsdienst, zu dem du Christus den Fahnen-eid geleistet hast, je müde zu werden.“

Es nimmt daher nicht wunder, wenn Calvin schon von seinen Zeitgenossen einem stets gespannten Bogen verglichen wird. Wir wollen kurz versuchen, die Vielzahl der einzelnen Bogenblätter, die freilich im Leben als Ganzes gewirkt und der Arbeit Calvins in dieser ihrer Geschlossenheit zu ihrer Durchschlagskraft verholfen haben, für eine kurze Weile des Betrachtens gewissermaßen künstlich auseinanderzulegen. Die sonst in einer Person verschmolzenen Züge sollen hier an ihrer reichen Auswirkung bei einzelnen Arbeitszweigen in ihrer Mannigfaltigkeit aufgewiesen werden.

Von der Arbeit des *Predigers* Calvin legen heute noch nicht weniger als rund zweitausend Predignachschriften, erst zum Teil aus den Genfer Archiven hervorgezogen, ein beredtes Zeugnis ab. Bedenkt man ferner, daß sich diese Predigten über einen Zeitraum von etwas mehr als zehn Jahren verteilen, so dürfte dies schon rein zahlenmäßig eine nicht geringe Arbeitsleistung ergeben.

Die hohe Zahl der Predigten erklärt sich aus der Tatsache, daß auf Betreiben Calvins — wie auch sonst üblich — neben den beiden Sonntagsgottesdiensten *Wochenpredigten* gehalten wurden, die übrigens so früh lagen — sommers um sechs Uhr, winters eine Stunde später —, daß auch die werktätige Bevölkerung daran teilnehmen konnte. Calvin hat also jeden Sonntag zweimal und dann eine um die andere Woche werk-

täglich gepredigt. Hiervon die Mittwochs predigt zu hören, gehörte zum Mindestmaß des damals in Genf vom Kirchenglied Erwarteten. Auch bemüht sich Calvin noch im Jahre 1555, die Zahl der Predigten zu erhöhen, und ruft zu diesem Zweck den des Gallars, einen früheren Gehilfen und jetzigen Pfarrer, von seiner auswärtigen Tätigkeit in die Stadt zurück. Zu besonderen und nur mit Einwilligung des Rates festzusetzenden Dankgottesdiensten wurde von Ratsdienern hausweise eingeladen. Sonst weist bekanntlich die Genfer Ordnung dieses Merkmal auf, daß nur die drei hohen Festtage, aber keines der auf einen Wochentag fallenden Feste, wie der Karfreitag etwa, beibehalten wurden. Der *Sonntag* war von Calvin dadurch ausgezeichnet, daß an ihm ausnahmslos als Predigttext Stellen aus dem *Neuen Testament* oder den so hochgeschätzten Psalmen zugrunde gelegt wurden, während an den Wochentagen fortlaufend in Abschnitten über ganze Bücher, einschließlich der alttestamentlichen Schriften, gepredigt wurde.

Einer seiner Hörer hat berichtet, Calvin habe während seiner Predigten, die etwa drei Viertelstunden währten, „bedächtig“ und „mit Pausen“ gesprochen. Diese ihm zu einem Teil sicher oft durch sein körperliches Befinden aufgezwungene *Sprechweise* hatte den Vorteil, daß sie einem gewandten Schreiber eine Nachschrift erlaubte. Die im Laufe der Jahre immer zahlreicher von der Person Calvins angezogenen und in Genf eine Freistatt findenden Franzosen hatten einen der Ihren, Denies Ragueneau, schon im Jahre 1549 mit diesem Posten bedacht; bis zu seinem Tode anno 60 hat er seines Amtes treu gewaltet und auf diese Weise die meisten der erhaltenen Nachschriften hergestellt. Allerdings scheint er noch einen unbekanntem Nachfolger gehabt zu haben; denn gerade ein Jahr später konnte Calvin Admiral de Coligny — der übrigens zu der vielleicht noch zahlreicheren Predigtlesergemeinde Cal-

vins gehörte — berichten, daß er zu einer bestimmten Angelegenheit — es handelte sich um den mißlungenen Aufstand der Hugenotten von Amboise — eine festumrissene Stellung eingenommen habe, wie mehrere seiner Predigten dartäten, die „mit Angabe von Monats- und Tagesdatum aufgezeichnet“ vorlägen.

Es wird hier ein bemerkenswertes Kennzeichen Calvinischer Predigt deutlich, daß er sich nämlich nicht scheute, „vor der Öffentlichkeit“ ganz bestimmte *Tagesfragen* zu erörtern, und dieses nun wiederum nicht erst nach Durchsetzung seines Einflusses auch in der Ratsstube, sondern bereits im Februar 1545 teilt er Viret mit: „Ich habe auch schon in fast zehn Predigten die Verhältnisse unserer inneren Stadtpolitik durchgenommen.“ Auch dieses ist ein Zeichen dafür, daß Calvins tätiger Christenglaube eine diese Welt umgestaltende Kraft in sich trägt.

Genau zehn Jahre später kann er daher bei einer französischen Hugenottengemeinde in Poitiers sich mühelos gegen den Vorwurf verteidigen, „daß wir in unsern Predigten nur Spaß trieben und gegen die Papisten donnerten, ohne die Fehler unserer Hörer zu bekämpfen“; denn, sagt er, „das kann durch nichts besser widerlegt werden als durch die gedruckten Predigten über den 119. Psalm, die von mir durch alle Welt fliegen. Die zweiundzwanzig Predigten über den 119. Psalm habe ich nicht nur im Studierzimmer geschrieben, sondern sie sind gedruckt, genau, wie man sie aus meinem Munde in der Kirche hörte. Da seht ihr unsere Art und gewöhnliche Weise zu predigen.“

Ob Calvin übrigens immer zu schriftlicher *Ausarbeitung* seiner Predigten gekommen ist, wird mehr als zweifelhaft, wenn man andere gelegentliche Äußerungen bedenkt, so, wenn er berichtet, daß er die Zeit nach dem Abendessen der Meditation der morgigen Predigt widmen wolle, ja, in einem so bewegten Jahr, wie es 1555 für Calvin war, hören wir, wie ihn vom Abend-

essen bis in die späte Nacht hinein eilige Geschäfte abgehalten hätten. „Jetzt muß ich noch die Predigt für morgen überlegen, und wenn ich an meine Gesundheit denke“, fügt er hinzu, „müßte ich auch ins Bett.“ Dennoch stellen die Predigten Calvins eine so tief durchdachte, in sich abgerundete *Auslegung des biblischen Wortes* dar, die zudem in einer bewußt schlichten, auch dem einfachen Menschen eingehenden Sprache gehalten sind, daß sie einen selbst heute noch lange nicht erschöpften Quell christlicher Erkenntnis darstellen.

Etwas von dem Künstler und Seelenführer Calvin verrät uns seine bildergesättigte Predigtsprache. Die Natur, die Werkstätten der Handwerker, an denen ihn sein Gang durch die Straßen der Stadt soeben noch vorbeiführte, wenn er etwa in der entlegeneren Unterstadtkirche St. Gervais zu predigen hatte — alles muß ihm als Gleichnis zur Erklärung des einen Wunders dienen, der gnädigen Herablassung des majestätischen Gottes zu menschlicher Ablehnung und Empörung wider den rechtmäßigen Herrn. „Die Überleitung zu den Bildern, die Calvin dann und wann brauchte, um seinem Gemeinschaftsgedanken Nachdruck zu verleihen, mag das unendlich oft verwandte Bild vom Zügel und dem gezügelten Roß geben . . . Wir sehen hier dasselbe Interesse an der die menschliche Art überwindenden Zucht Gottes, die ihm auch gern das Psalmbild (Psalm 129, 3) in den Mund legt: Gott führt den Pflug über uns hin“, schreibt ein Sachkenner dieses Gebiets.

Neben den zartesten Klängen: „Wir sind hier wie die Vöglein auf dem Ast . . .“ finden sich in seinen Predigten gewaltige Gesichte wie diese: „Wenn auch dichte, dunkle Wolken da sind, die Sonne hört doch nicht auf mit Leuchten; freilich, ihre Klarheit dringt nicht bis zu uns . . . Aber die Sonne bleibt stets in ihrer Kraft . . . Nun, Gott ist noch über der Sonne!“ Oder welche Lebendigkeit der Naturauffassung spricht aus folgender Predigtstelle: „Wenn die Sonne über der

Erde zu scheinen beginnt, so ist's, als hätte man einen Erdklumpen zu Töpfen genommen, sie gebildet und schön geschmückt . . . So wenn Gott die Tageshelle schickt, da ist's, als bildete er die Erde und gäbe ihr Schöne, damit wir sie bewundernd betrachten; so bekleidet er sie, die zuvor nackt war, . . . wenigstens für unsern Blick.“

Erstaunt stellen wir weiter fest, daß sich neben dieser hohe künstlerische Zusammenschau hervorbringenden Geistesanlage eine dieser scheinbar entgegengesetzte, nämlich die des mit seinem Verstande alles zergliedernden *Gelehrten* bei einunddemselben Menschen findet. Auch hier steht Calvin in der Mitte zwischen den beiden andern Reformatoren, dem erfinderisch tiefen Genie Luthers und dem verstandeshellen Organisationstalent Zwingli, auch hier vereinigt er beider Gaben in sich.

Wir können ähnlich wie zuvor sagen: wären uns nur die Bibelerklärungen, die Calvin in seinen *Kommentarwerken* niedergelegt hat, erhalten, es wäre genug, ihm einen der ersten Plätze unter den gelehrten Auslegern aller Zeiten zu sichern, wenn man ihm nicht — wie gar nicht selten geschieht — den Siegeskranz hierin überlassen will. Selbst *Bossuet*, der große spätere *katholische* Kanzelredner, hat bei aller seiner Gehässigkeit festgestellt: „*Luther* triumphierte durch die lebendige Stimme, aber die Feder *Calvins* war korrekter, besonders im Lateinischen.“ Und ein Zeitgenosse Calvins kann dieses Urteil noch ergänzen, wenn er sagt: „Denn er (Calvin) war auch ein guter Schriftsteller, sowohl im Lateinischen wie im Französischen, dem unsere französische Sprache zu großem Dank verpflichtet ist, weil er sie mit einer Unzahl guter Abhandlungen bereichert hat.“

Abgesehen von den historischen Büchern ab Richter und der Spruchweisheit unter Salomos Namen im Alten und der Offenbarung des Johannes im Neuen Testament liegen von Calvin zu so ziemlich allen biblischen

Büchern Erklärungen vor, die er teils selbst herausgab, teils auch von seinen Gehilfen wie Joinvilliers nach Nachschriften in der Vorlesung veröffentlichen ließ. Um die Herausgabe seines ersten Kommentars (zum Römerbrief 1539) ist er von dem Baseler Buchdrucker Oporin, bei dem er seinerzeit gewohnt hat, förmlich gebeten worden. In dem Vorwort, wo er frühere ähnliche Arbeiten Melanchthons, Bullingers und Butzers schlaglichtartig, doch treffend beleuchtet, gibt er diesem seinem eigenen Buch einen Wunsch mit: daß es zum öffentlichen Wohl der Kirche dienen möge, und eine Selbstcharakteristik: daß kein Leser sich beschweren könne, er werde bei viel Überflüssigem aufgehalten. An beiden Merkmalen erkennen wir wieder den ganzen Calvin.*

Wenn nach Calvins eigenem Wort „*die Sprache die Ausdrucksform des Geistes*“ ist, so wirft die Kürze und genaue Prägung des Ausdrucks, in die Calvin auch sonst seinen Stolz setzt, ein höchst bezeichnendes Licht auf den ganzen Menschen. War ihm nicht ein Servet schon wegen seiner überladenen Sprache, ehe er ihn je zu Gesicht bekam, und als er nur sein ihm von ihm selbst zugeschicktes Geistesprodukt in Händen hielt, verdächtig? Auch gegen den sonst hochverehrten Butzer hat er sich wegen seiner Neigung zur Mystik aus ähnlichen Gründen abgegrenzt. Gelegentlich eines eigenen Gutachtens bemerkt er: „Auch lag mir die Kürze sehr am Herzen, um alles umfassen zu können.“ Fällt von hier aus nicht ein neues Licht auf die stattliche Reihe seiner Kommentare, ein noch bezeichnenderes aber auf ihren Verfasser selbst? Im Vorwort zu seinem letzten Werk, der Erklärung einer Zusammenfassung der fünf Bücher

* Für die Gemeinde sind diese Schätze leicht zugänglich gemacht in den deutschen Auswahlübersetzungen, die unter Leitung von Prof. K. Mäler † in der Buchhandlung des Erziehungsvereins in Neukirchen erschienen; eine sorgfältige neue Reihe, auf 20 Bände erweitert, gibt dort jetzt Prof. O. Weber heraus, betitelt: *Johannes Calvins Auslegung der Heiligen Schrift*.

Moses, „bei deren Herstellung er öfters kaum mehr für sein Leben hoffen durfte“, teilt er seine Ansicht mit, er habe „deshalb lieber eine knapp zusammengefaßte als eine unvollendete Arbeit hinterlassen“ wollen.

Es ist fast überflüssig zu beweisen, wertvoll jedoch zu erkennen, wie das religiös entstandene Lebensgrundgefühl Calvins, das wir mit den Worten „Zucht und Weite“ umschreiben, sich in allen Lebensgebieten formprägend auswirkt. Einer Auffassung, die die Religion in „eine Provinz des Geistes“ retten und hier ein vom wirklichen Leben getrenntes, vielleicht gar beschauliches Leben fristen lassen möchte, ist hiermit ein für allemal die Wahrheitsgrundlage entzogen. Religion als privater Sport, als Lieblingsbeschäftigung für besondere Altersklassen oder als Luxus, neben der harten Wirklichkeit betrieben, ist eine den Reformatoren noch unbekannt gebliebene Verfallserscheinung.

Freilich klappte zwischen „Glauben und Wissen“ für ihr geistiges Auge noch nicht jener verhängnisvolle Spalt, den die mißverstandenen Gedankengänge eines Averroës mit ihrer kabbalistischen Art in das Geistesleben des Abendlandes als Bazillus der Zersetzung eingeschleppt hatten, ihm dadurch seine Wurzel im Gottesglauben abnagend. Calvin, der noch aussprechen konnte, daß „*auch die Güter der Natur selbst vom Geiste Gottes kommen*“, der den einzelnen nicht weniger Einschen als Leben gibt“, für den der Ausgangspunkt seiner Aktivität noch nicht im leeren, im blutleersten Raum abstrakten Denkens lag, der sprach: „Es ist gewiß etwas vom Geiste Gottes, dieses Licht des Verstandes, in dem wir alle uns regen“, der konnte daher auch diese gelehrte Leistung einer Wissen und Leben, einer — man möchte, zwar mißdeutungsfähig, sagen — Himmel und Hölle zusammenschweißenden *letzten Ausgabe der „Unterweisung in christlicher Religion“* hervorbringen.

Noch in dem gleichen Jahre 1559, wo er dieses Werk vollendete, hat Calvin aus seiner Erkenntnis heraus,

die er später dem Fürsten Radziwill gegenüber so aussprach: „Schulen sind nun einmal die Pflanzstätten für Pfarrer und werden mit Recht für Schatzkammern der himmlischen Lehre gehalten“, nach der Genehmigung durch den Rat und mit Mitteln aus einer Kollekte in der Gemeinde, die zehntausend Gulden erbrachte, die *Genfer Akademie begründet*. Nachdem ihm die Schroffheit der Berner, welche die Lausanner Professoren zum Abzug bewog, zu seinen ersten Lehrkräften verholfen hatte, hat er sich auch später mit aller Leidenschaft, deren er bei seinem Eifer in guter Sache fähig war, um genügende Stärke und Güte des Lehrkörpers bemüht. Er scheut sich nicht, an Jean Mercier, der in Paris eine Professur des Hebräischen innehatte, heranzutreten, um ihn in das doch so viel bescheidenere Genf zu ziehen. Er kann dieser Bitte mit folgendem Hinweis Nachdruck verleihen: „Schättest Du es denn nicht hoch ein, Schüler auszubilden, die in kurzem in ganz Frankreich verbreitet sein werden?“ Tatsächlich ist die Genfer Akademie von ihrer Gründung an, bei der etwa zweihundert junge Männer eintraten, begünstigt durch ihre geographische Lage, ein Anziehungspunkt von evangelisch gesonnenen Studenten aus aller Herren Länder gewesen und hat nicht zum wenigsten dazu gedient, Calvins Geist in die Weite der damaligen Welt hinauszutragen. Um so beachtlicher ist, daß Calvin nicht selber die Leitung übernahm, sondern von vornherein den aus Lausanne herübergekommenen Gelehrten und Dichter *Theodor Beza* — auch ein Volmar-Schüler wie Calvin selbst — zum Rektor machte. Dieser Mann wurde später auch der Nachfolger Calvins in der Leitung der Genfer Kirche.

Es hat eben Calvin nie daran gelegen, seine Person in den Vordergrund zu rücken; wenn er eine Sache in guten Händen sah, konnte er in den Hintergrund zurückereten. Wäre er der Selbstherrliche — wie uns seine Schmäher glauben machen wollten —, wie hätte er

dann jenes Kollegium ins Leben gerufen, wo in *gemeinsamer* Beratung, ja gegenseitiger Personalkritik aneinander die Genfer Kirche geleitet wurde: die „Vénérable Compagnie“, die „verehrungswürdige Gesellschaft der Prediger und Diener des Wortes Gottes zu Genf“? „Wie ein Vater“ sei Calvin „inmitten der Gesellschaft und gegen einen jeden von ihr im einzelnen gewesen“, stellt Beza in der ersten Sitzung dieser Körperschaft nach dem Ableben ihres Begründers fest.

Calvin hat als *Leiter der Genfer Kirche* in diesem Zusammenschluß der Prediger, Lehrer und Diakone, die jede Woche am Freitag als „*Kongregation*“ zu einer Sitzung zusammentraten, ein Führerkorps geschaffen, das zu einheitlicher Wirkung nach außen dadurch kommen konnte, daß hier die Möglichkeit bestand, eine einheitliche Willensbildung im engsten Mitarbeiterkreis zu schaffen, auch — wie besonders im Anfang nötig — Differenzen persönlicher und sachlicher Art an der Basis, nicht erst an der Peripherie zu beheben. Durch die dreimonatlich an jedem der Beteiligten von den übrigen Amtsbrüdern freimütig vollzogene Kritik wurde das einzelne Glied vor Schäden des Einzelgängertums bewahrt und das Ansehen der Körperschaft als ganzer dem Volk gegenüber gestärkt.

In einer ausführlichen Stellungnahme vom 4. November 1544 hat Calvin den Nutzen dieser Einrichtung gegen Einwände eines Pfarrers Chaponneau überzeugend dargetan. Energisch gleich sein Einsatz: „Erstens, da *die Diener am Wort einer gewissen bestimmten Rechtsordnung unter sich bedürfen*, so braucht man nicht zu fragen, ob wir auch ohne Gesetze leben könnten, sondern es ist besser, gleich auf die Art der Einrichtung und Anordnung der Sache einzutreten . . .“ Die Richtigkeit der Idee wird auch durch eine — freilich mehr kurios wirkende — Notiz beleuchtet, daß nämlich in den sechziger Jahren die Genfer Ratsherren zu einem ganz entsprechenden Brauch übergingen.

Weil der genannte Zeitpunkt aber mit dem viermal jährlich gefeierten Abendmahlsgang in engstem Zusammenhang steht, so wird deutlich, daß diese Einrichtung keineswegs bloßen Zweckmäßigkeitserwägungen ihr Entstehen verdankt, sondern Beichtcharakter trägt. Durch die dabei regelmäßig gehaltene Bibelerklärung, die auch sonstigen Gemeindegliedern zugänglich war — am 20. Mai 1544 z. B. „waren etwa sechzig Leute anwesend zur gemeinsamen Schrifterklärung“ —, wird der Gesichtspunkt der Glaubensvertiefung als wesentlich mit hingestellt. Denn, wie Calvin später einmal schreibt, „wenn wir uns täglich in der Heiligen Schrift stärken, so bröckelt die Wahrheitserkenntnis, die wir hatten, Stück um Stück ab“.

Die *Arbeit in der Gemeinde* war ebenfalls nicht auf den engeren Kreis der Pfarrer beschränkt. Abgesehen davon, daß auch das *Amt des „Diakonen“* zur Versorgung der Armen eingerichtet wurde, so hat Calvin auch Luthers Gedanken vom „allgemeinen Priestertum“ eine wohldurchdachte Ausführung im sogenannten „*Konsistorium*“, dem Ältestenrat, gegeben. Es kann als das Seitenstück zur „Kongregation“ gelten, das deren Arbeit die Weite der Auswirkung verleiht.

„Jährlich werden zwölf *Älteste* gewählt, nämlich zwei aus dem Kleinen Rat, die übrigen aus dem Rat der Zweihundert, gleichgültig, ob Alteingesessene oder Neubürger. Wer recht und treu seines Amtes waltet, wird nach Jahresfrist nicht entlassen, außer wenn er etwa durch ein anderes Staatsamt in Anspruch genommen wird. Vor der Wahl werden die Namen der Kandidaten veröffentlicht, so daß, wer einen als unwürdig kennt, es rechtzeitig melden kann“, teilt Calvin dem späteren Verfasser des Heidelberger Katechismus, *Caspar Olevianus*, anno 1560 mit, wobei ihm — wie aus einem späteren Brief hervorgeht — keineswegs an dieser Zwölfzahl gelegen ist; denn für Heidelberg werden

acht Männer, der dortigen Lage entsprechend, in Aussicht genommen.

Bei der jährlichen bezirkswisen *Hausinspektion*, die besonders den Neuzugezogenen gilt, bei den Eingesessenen nur auf grobe Zank- oder Trunksucht und den Predigtbesuch achtet, begleitet regelmäßig ein Ältester den Pfarrer. Hilft gütliche Vermahnung hier nichts, wird das betreffende fehlgehende Gemeindeglied vor das am Donnerstag tagende Konsistorium geladen, um eine Rüge entgegenzunehmen, beziehungsweise wird der zeitlich begrenzte Abendmahlsausschluß über ihn verhängt. Schwerwiegende Fälle, die gegen die städtischen Gesetze verstoßen, werden dem *Rat* zur Aburteilung übergeben. „Verachtet jemand verstockt die kirchliche Macht und läßt nicht innert Jahresfrist von seinem Trotz, so wird er von dem Rat auf ein Jahr ausgewiesen.“ So konnte Calvin 1560 berichten, als schon der den Vorsitz führende Stadtsyndikus seinen Amtsstab vor der Tür des Konsistoriums abstellte, zum Zeichen, daß Kirchenordnung ein eigenes selbständiges Erfordernis bilde. Doch gerade an diesem Punkt hat Calvin es erfahren, daß — wie er einmal schrieb — „*Kirchenzucht verhaßt macht*“. Hier hatte der alte Patrizier Favre 1547 getrotzt und die Zuständigkeit der Einrichtung angefochten, hier ein Münzmeister Berthelier anfangs September 1553 seine Zulassung zum Abendmahl durch den Rat ertrotzen wollen und Calvin, bis zum Äußersten entschlossen und auf eine abermalige Vertreibung gefaßt, im entscheidenden Gottesdienst zu der Erklärung veranlaßt: „Sollte einer sich unterstehen, sich an diesen heiligen Tisch zu drängen, dem es vom Konsistorium untersagt ist, so ist es sicher, bei meinem Leben, daß ich mich zeigen werde, wie es meine Pflicht erfordert.“

Hat Calvin auch immer darauf gesehen, daß „Takt und Freundlichkeit“ die Männer auszeichnen müsse, die das *Ältestenamts* bekleiden, so hat er an dessen grund-

sätzlichem Recht und seiner Notwendigkeit mit aller Energie festgehalten. 1562 war es deshalb möglich, daß wiederum ein hochgestelltes Mitglied des Rates, Antoine Froment, wegen sittlicher Vergehen zehn Jahre der Verbannung auf sich nehmen mußte. Wurde ein Pfarrer eines bannwürdigen Verbrechens überführt, verlor er auf der Stelle sein Amt, „wie wir alle es nötig haben, im Zaume gehalten zu werden, und die, die über die Herde zu wachen haben, sollen in allererster Linie getadelt und gezüchtigt werden, wenn sie fehlen“.

An diesem Satz Calvins darf ein kleiner Zug nicht übersehen werden: daß er sich selber in dem „wir“ mit unter das ausgesprochene Urteil stellt. Nur wer die *Wahrhaftigkeit Calvins* im Urteil *gegen sich selber* kennt, wird auch die Schärfe Calvins da, wo er als *Richter über andere* befindet, nicht mißdeuten.

„Was Du von mir hältst“, schreibt Calvin dem Berner Ratsherrn Zurkinden, der ihn zur Milde gegen Castellio aufgefordert hatte, „und zuweilen auch sagst, weiß ich wohl und bin nicht so von mir eingenommen, daß mir ein paar Fehler, die Du an mir rügst, nicht auch mißfielen; dafür habe ich manchen guten Zeugen.“ Calvin kannte seine Heftigkeit und hat in ständigem Kampf mit ihr gelegen. Noch bezeichnender ist aber der Schluß des gleichen Briefes: „Ich sehe eben, wie bitter der Brief geworden ist, und wenig fehlt, so risse ich ihn in hundert Stücke; aber es ist nicht meine Art, zu verhehlen, was mein Herz so schwer drückt . . . Denn schmeichlerisch zu lügen, dazu bringt man mich nicht.“ Ein Brief an Bullinger aus demselben Winter 1559, der ebenfalls mit einer Selbstkritik über „einen allzu ärgerlichen“ Tonfall schließt, zeigt auch noch die Begleitumstände, unter denen er entstanden ist: die peinigenden Schmerzen, die den Schreiber ins Haus sperren.

Weil Calvin in seinem eigenen *Gewissen* vor Gott ehrlich geworden war — wir denken an oben gebrachte Stellen aus der Pariser Cop-Rede —, liebte er auch vor

Menschen keine Verstellung. Er, dessen Augen auf den „*Kampfrichter im Himmel*“ mehr sahen als auf den Beifall für einen Augenblickserfolg, ist damit zu einer Unabhängigkeit und einem Freimut gekommen, der einem auf Schritt und Tritt bei ihm begegnet. Ob diese unbestechliche Ehrlichkeit, diese Atmosphäre von Lauterkeit, die Calvin umgibt, nicht auch etwas das Geheimnis seiner Wirkungsweite erklärt, des unbegrenzten Vertrauens, das ihm von allen Seiten zuströmte — es sei denn aus Böswilligkeit, Neid oder Rachsucht zurückgenommen? Diente es nicht zur „Reinigung der Luft“, wie er selbst es nannte, wenn er einem Besucher schrieb: „Daß ich Dich bei unserm letzten Zusammen treffen nicht gerade heiter empfing, geschah weder aus Widerwillen gegen Dich noch aus Verachtung, sondern einfach, weil ich mich nicht anders stellen wollte, als mir zumute war“; dann läßt Calvin die Aufzählung seiner Gründe folgen.

Daß Calvin auch sonst von einer *seltenen Freimütigkeit* seiner Äußerungen gewesen, beweist jeder seiner Briefe. Einmal muß er den Empfänger bitten, den Brief nachher zu vernichten, daß er nicht in unrechte Hände gerate; selbst der Geheimdienst des französischen Hofes hatte nämlich zuweilen Interesse an diesen Schriftstücken, wohl aus einem ähnlichen Grunde. Ein besonderes Zeugnis von Offenheit ist der bis ins einzelne gehende Krankheitsbericht aus dem Jahre 1558 an *Melanchthon*, der auch nicht gerade schmeichlerisch beginnt: „Weil ich wohl weiß, daß Du zwar selbst lässig bist im Briefschreiben und so auch Deinen Freunden gern diesen Liebesdienst erläßt, so hatte ich eigentlich vor, mich mit Krankheit zu entschuldigen, erlauchter Mann und verehrter Bruder, wenn es mich andererseits nicht freute, in Deinen Busen ausschütten zu können, was mich drückt.“ Wer so unverhüllt, wie es hier geschieht, über seine körperlichen Gebrechen berichtet, der muß auch die Krankheiten, wo er sie sonst sah, beim rechten

Namen genannt haben. „Meine scharfe Sprache könnte Dich vielleicht verletzen, wenn Deine Hoheit mir nicht verziehe, weil ich so reden muß. Entweder muß ich ganz schweigen oder ehrlich schreiben, wie ich's meine; denn ich will nichts anderes als Deiner Hoheit nützen“, bekommt der Kastellan von Krakau zu lesen.

Es darf daher nicht wundernehmen, daß Calvin ein scharf ausgeprägtes *Urteil* über Menschen besitzt. Wie gar oft hat er doch an dem so hingebungsvoll verehrten *Melanchthon* dessen übergroße Zurückhaltung gerügt oder den *Farel* sein Ungestüm zu mäßigen angehalten! Welche Hochachtung, ja Dankeschuldabstattung liegt in der Anrede *Luthers* als „Hirt der christlichen Kirche“ und „im Herrn hochverehrter Vater“ in dem einzigen Brief, den er an Luther selbst abgesandt hat! *Zwingli* hat er nicht die einzigartige Stellung *Luthers* zuerkannt und sich wegen seiner Abendmahlsauffassung wesentlich von ihm abgesetzt.

Weil die eben berührten Namen schwerer wiegen als viele andere, mag hier die Darstellung etwas weiter ausholen, als es sonst in diesem Rahmen möglich ist. Auch wenn das Urteil über die Großen unserer Kirche nicht von ihren eigenen persönlichen Anziehungs- und Abstoßungskräften in Begegnungen zu ihren Lebzeiten und ihren eigenen Empfindungen darüber abhängt, ist es doch ungeheuer reizvoll und gerade für das Verhältnis der Bruderkonfessionen des Luther- und des Reformiertentums auch durchaus belangreich, zu wissen, wie Calvins Urteil über Luther lautet.

In seiner Frühzeit, den ersten Genfer Jahren, war Calvin geneigt, das damalige Schweizer Allgemeinurteil über *Luther* zu teilen, daß seine „Glaubensfestigkeit“ durch eine „Beimischung von Trotz“ nicht unerheblich an Wert einbüße, auch wenn Calvin „von seiner wahren Frömmigkeit fest überzeugt“ war. Luther „nehme selbst gar nichts zurück, mildere nichts, sondern halte hartnäckig alles fest“, was ihn von *Zwinglis* An-

sicht trenne. Hierbei läßt Calvin über diesen einfließen: „Daß in *Zwinglis* Lehre gar nichts Bedenkliches gewesen, gebe ich keineswegs zu.“ Später hat sich das Urteil noch wesentlich zuungunsten *Zwinglis* entwickelt; Calvin hat offen ausgesprochen, „wie weit Luther ihn überragt, wenn man die beiden vergleicht“.

Ein besonderes Erlebnis, das oben anlässlich der Sadolet-Schrift bereits Erwähnung fand, setzte Calvin zudem in den Stand, sein Urteil auf eigene Erfahrung zu stützen. Es war in der Straßburger Zeit, als der dortige Buchdrucker Krafft mit zwei an Martin Butzer gerichteten Briefen aus Wittenberg eintraf; sowohl in dem von Luthers, wie in dem von Melanchthons Hand wird Calvin neben Sturm freundlich begrüßt. *Luther* teilt mit, er „*habe ihre Büchlein mit großem Vergnügen gelesen*“, und Melanchthon kann durch Boten noch weiter folgendes berichten lassen: Calvin sei sehr in Gunsten gekommen. Man habe, um Luther aufzuhetzen, ihm gezeigt, wie scharf er samt den Seinen von Calvin getadelt werde. Er habe also die Stelle näher angesehen und gemerkt, daß sie ohne Zweifel auf ihn gehe. Schließlich habe er gesagt: „Ich hoffe, er wird einmal besser von uns denken; es ist nur billig, daß wir von einem so tüchtigen Geist einmal etwas hinnehmen.“ Daraufhin gibt Calvin in seinem Brief vom 20. November 1539 sein Urteil wie folgt ab: „Nun erinnere Dich an das, was ich dort vom Abendmahl sage, und bedenke *Luthers Aufrichtigkeit!*“ und: „Wenn uns nun solche Mäßigung nicht überwände, wir müßten wahrlich von Stein sein. *Ich bin überwunden*. So habe ich etwas geschrieben, das ihm Genugtuung leistet; das soll ins Vorwort zum Römerbrief eingerückt werden.“

Bei den Religionsgesprächen in Hagenau und Regensburg erlebte Calvin, wie man evangelischerseits nichts Bindendes abmachte, ohne zuvor Luthers Rat und Stellungnahme eingeholt zu haben. Er ist von der weltgeschichtlichen Bedeutung Luthers überzeugt, der er eben-

so kurz wie wuchtig in seinem Widmungsschreiben des Kommentars zu den katholischen Briefen an Eduard VI. von England öffentlich Ausdruck in dem Satz verleiht: „*Seitdem Luther das Papsttum ins Wanken brachte . . .*“

Kann Calvin zwar den Zürchern später schreiben: „. . . wenn manche Luther und andern geschmeichelt haben — ich gehöre nicht zu ihnen“, so ließ er sich in seinem Urteil über Luther von keiner Seite wankend machen. Noch 1554 spricht er von dem „trefflichen Knecht Gottes und treuen Lehrer der Kirche, Dr. Luther“ — längst nachdem seit 1546, wo dieser Große im Reiche Gottes die Augen für diese Welt geschlossen hatte, die „*Nachäffer Luthers*“, „die keinen von Luthers tatsächlichen Vorzügen besitzen, sich aber mit um so mehr Geschrei als seine echten Schüler ausgeben“, Calvin so hart zusetzen. „Aber die meisten glauben Luthers Abbilder zu sein, wenn sie, statt von Geistesgröße, wie er sie hatte, von aufgeblasener Anmaßung trotzen.“ Noch knapp ein Jahr vor seinem Tode konnte Calvin dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz in bezug auf diese Art Lutheraner schreiben: „Nur die Hauptpunkte will ich kurz berühren, in denen wir von ihren Lehrern, die ich übrigens nichtsdestoweniger persönlich liebe, abweichen.“

Aber nicht nur Calvins Meinung über seine Amtsbrüder und Lehrfragen zeigen eine seltene Klarheit und Treffsicherheit des Urteils, auch auf *Zeitereignisse* und sonstige führende *Zeitgenossen* fällt oft bezeichnendes Licht. Calvin hat sich, zumal in seinem Briefwechsel mit fürstlichen Personen oder seinen Widmungsschreiben an diese, mit genau dem gleichen Freimut geäußert, wie er andererseits „*die Gewohnheit*“ hatte, „*selbst die geringsten und verachtetsten Leute aus dem Volke anzuhören*“. Seine Rechtfertigung vor *Marguerite von Navarra* und die Erzieherratschläge für den jungen *Heinrich* aus demselben Königshause, nachmaligen *König von Frankreich*, sind die klassischen

Beispiele. Marguerite warnte er ernstlich, weiter den freigeistigen Wiedertäufern die Gunst zu schenken. „Ich erfuhr, daß die beiden (Wiedertäufer) immer dahinter her sind, die reine Lehre umzustürzen . . . *Ein Hund bellt, wenn er sieht, daß man seinen Herrn angreift. Ich wäre sehr feige, wenn ich Gottes Wahrheit angegriffen sähe und bliebe stumm und gäbe keinen Laut.* Ich bin fest überzeugt, daß Sie nicht meinen, zu Ihren Gunsten würde ich zum Verräter an der Verteidigung des Evangeliums, die Gott mir anvertraut hat.“

Dem Prinzen schreibt er: „Wenn die höfischen Lüste schon Eure Diener verderben, wieviel gefährlicher sind Euch Prinzen die Nachstellungen, die Euch in all den Ergötzungen und Vergnügungen in solcher Fülle entgegenreten, daß es fast ein Wunder ist, wenn einer nicht in solchem Leichtsinn ganz aufgeht! Es widerstrebt doch sicher schon der Natur, solche Masse von Vergnügungen ohne eigentliches Vergnügen zu genießen. Wie schwer es aber ist, mitten in solchen Festen sich die Reinheit unbefleckt zu erhalten, ist aus den Tatsachen mehr als bekannt. Du aber, durchlauchtigster Prinz, halte für Gift, was nur dazu da ist, die Sinnlichkeit zu züchten; denn wenn Dich jetzt schon schwächt, was die Enthaltbarkeit und die Selbstbeherrschung vernichten will, nach was könnte es Dich als Erwachsener nicht erst gelüsten! . . . *Weg zwar mit aller übermäßigen Strenge, die alles Angenehme aus dem Leben bannen will; aber wie schlüpfrig der Pfad vom sicheren, selbstgefälligen Wesen zum frechen Laster ist, zeigen nur zu viele Beispiele . . .* Nichts ist ja schöner als Dein leutseliges, bescheidenes und höfliches Wesen; aber kein Herz ist so sanft und fest, daß nicht der Rausch des Beifalls es zu Wildheit und Rauheit entarten lassen könnte, und da nun unzählige Schmeichler Deinen Geist in allerlei Lüsten zu entflammen suchen, wie scharf mußt Du da aufpassen! . . .“ Wenn in diese Worte auch schon die letzte Ehrlichkeit des vom Tode Gezeichneten

mit hineinklingt, so ist sie doch nichts als die Steigerung des auch sonst im Leben Bewiesenen.

Einen besonderen Raum beanspruchen in den Lebensdarstellungen Calvins meist die „*Lehrprozesse*“; sei es nun, um ihm einen besonders schweren Makel anzuhafeln, sei es, um ihn von irgendeinem solchen Tadel rein zu waschen. Wer einmal Calvins Strenge im Urteil als den Ausgangspunkt aller richterlichen Funktionen kennengelernt hat, wird hier nicht überrascht sein, daß Calvin auch an dieser Stelle den Gedanken die Tat folgen zu lassen bestrebt war. Wer diese Haltung sonst als Vorzug empfindet, wird hier nur eine Folgerichtigkeit feststellen müssen, die es in ihrer Schwere zu verstehen gilt.

Abgesehen davon, daß zu ihrem Verständnis auf einige Nebenumstände hingewiesen werden kann, wie auf die Geltung der hochnotpeinlichen Gerichtsordnung der sogenannten „Carolina“ — nach Karl V. so benannt —, die als Stadtrecht eben ohne Calvins Zutun oder Abraten in Genf in Geltung war, oder etwa darauf, daß man nicht gewisse Statistiken anführen darf, ohne die Tatsache mit zu erwähnen, es habe zweimal in Genf gegen eine Volksverseuchung durch Pestverbreiter eingeschritten werden müssen, kann man weder durch sentimentale Sühnesteine noch durch romanhafte Verschönerungsversuche die Unerbittlichkeit der Tatsachen korrigieren.* *In allen Fällen*, sei es den unblutigen wie Castello, Bolsec und anderer oder den blutigen wie Gruet und Servet, *liegt der Grund in dem Erscheinungsbild, das bei Calvin von dem Betreffenden bestand.*

Nirgends wird dies klarer als im Falle *Servet* selbst. An dem gleichen Tag, an dem Calvin einem Lyoner Buchhändler, der ihn Servets wegen angegangen war,

* Von letzterem ist auch die sonst treffliche Schilderung dieser Prozesse in *E. Stichelberger: „Calvin“*, auf die hauptsächlich hingewiesen sein mag, nicht frei.

schrieb: „Ich habe freilich keine große Hoffnung, daß es etwas nütze bei einem Menschen, der so gesinnt ist, wie ich es hier wahrnehme“, teilt er Farel im gleichen Zusammenhang folgendes mit: „Denn kommt er hierher, so lasse ich ihn, wenn ich irgend etwas vermag, nicht mehr lebendig wieder fort.“ Und nun bedenke man, daß diese Äußerungen getan wurden sieben Jahre, bevor jener von maßlosem Ehrgeiz Verblendete Genfer Boden betrat und damit in sein Verderben rannte! Die Einzelheiten des Prozeßverfahrens gehören der Geschichte der Rechtsprechung an und bleiben, soweit nicht das Aktenmaterial und gelegentliche Äußerungen in Briefen hierzu vorliegen, der Nachwelt mehr oder weniger erkennbar. Immerhin ist es wissenswert, daß Calvin im Verlauf des Prozesses eher zu einer Mäßigung als zur Schärfe des Verfahrens geraten hat.

Er zeigt hier die kluge Bändigung der Leidenschaft, die ihn als einen geborenen *Politiker* erscheinen lassen möchte, der sein Ziel fest im Auge behält und dieses dennoch schrittweise zu erreichen sich begnügt. Er, von dem das Wort stammt: „*Wenn wir nicht können, was wir wollen, müssen wir wollen, was wir können*“, hat mehr als eine Probe taktischer Meisterschaft geliefert. Er, der nicht die Mühe scheute, den Berner Pfarrern genau das Programm des Vorgehens in Sachen des Verleumders Bolsec vorzuzeichnen, der an Orten, wo noch keine Kirchenordnung in Frankreich wegen der Kleinheit der evangelischen Gemeindeansätze möglich war, die Wanderpredigt duldete, konnte in entscheidender Stunde auch Antoine de Bourbon ein wohldurchdachtes Programm des Vorgehens zugunsten der hart verfolgten *Hugenotten* vorlegen.

„Warten Sie nicht darauf, daß Gott Ihnen eine Botschaft vom Himmel schicke, sondern seien Sie fest davon überzeugt, daß er Sie durch Ihre Berufung zu so hohem Rang und solcher Stellung bereits zu seinem Zeugen und zum Anwalt seiner Sache gemacht hat . . .

Kann man auch nicht damit beginnen, in allem Freimut das Gute zu verteidigen und das Böse zu verdammen . . .“, so „könne man mit guten Vernunftgründen darlegen, daß es der Ruhe und dem Vorteil des Reiches nicht entspricht, mit Gewaltakten vorzugehen, da ja die Scheiterhaufen die Zahl derer, die man verfolgt, nur wachsen lassen . . . Auch scheint mir, man könne, ohne den Leuten, die das Evangelium nicht schmecken können, allzu große Aufregung zu geben, einige Punkte in den Vordergrund rücken, die nicht so sehr verabscheut werden, z. B. . . .“

Bezeichnend ist übrigens auch hier wieder, wie Calvin die Taktik nur die unmittelbare Vorstufe zur Tat sein läßt. Noch bevor ein paar Jahre später Frankreichs Thron einen volljährigen Erben hatte und derselbe Königsverwandte, den Calvin wegen seiner Sinnlichkeit einmal als „Weinfaß“ bezeichnet, sich um die Regenschaftsvertretung hatte bringen lassen, zeigt Calvin die nämliche Tatkraft: „Wenn wir auch zeitweilig vor Trauer fast erstarrt waren, so zwingt uns nun doch die klägliche Lage unserer Brüder in Frankreich, unsern Schmerz zu einer Tat der Fürsorge werden zu lassen, da es höchst notwendig ist und auch eine nicht außer acht zu lassende Gelegenheit sich dazu bietet“, schreibt Calvin an den Straßburger Freund Sturm und legt diesem Schreiben einen bis ins einzelne ausgearbeiteten Instruktionsentwurf zum Einschreiten der deutschen Fürsten bei.

Doch mehr als diese nur teilweise erfolgreichen Versuche, große Politik zu machen, die doch aus einem heißen Herzen kamen, das empfand: *„wollte ich meines Volkes, dem ich angehöre, vergessen und mich seiner ent schlagen, so wäre das unmenschlich und sündhaft“*, verdient die politische Arbeit Calvins Erwähnung zugunsten der Stadt, die ihm die rastlose Sorge für ihr Wohl erst knapp fünf Jahre vor seinem Tode mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes dankte.

Als der *Berner Ratsherr Zurkinden*, der Calvin seit der Lausanner Disputation kannte und einer der wenigen Berner war, die ihn des Briefverkehrs würdigten, ihn einmal zur Zeit der neuen Burgrechtsverhandlungen zwischen beiden Städten über diesen Punkt befragte, hat er recht aufschlußreiche Auskunft von Calvin erhalten: „Du wirst mich fragen, warum ich mich in solche Geschäfte mische, die mir nicht zukämen und mir bei vielen Leuten großen Haß zuzögen. Obwohl ich solche politische Fragen nur selten berühre und nur widerwillig mich damit befasse, lasse ich mich doch zuweilen hereinziehen, wenn es die Notwendigkeit erheischt. Gewiß habe ich bis dahin solches Maß gehalten, daß es mich nicht reuen muß. Du weißt, was die Bösen sagen; aber auf die leitende Stellung, die ich nach ihrer Behauptung so gierig an mich zu reißen suche, verzichte ich tatsächlich so sehr, daß ich wie ein Fremder in dieser Stadt bin; tagtäglich höre ich irgendwelche Leute aus dem Volk über Dinge politisieren, von denen ich gar nichts weiß. Der Rat aber beruft mich nur, wenn er in großen Fragen sich nicht zu raten weiß; sei es, weil er merkt, daß es sonst unpassend wäre, sei es, weil er überhaupt nicht gerne fremde Hilfe beansprucht, sei es schließlich, weil er sieht, daß ich selbst dem gerne auswiche.“

Also weit davon entfernt, die berüchtigte „Theokratie von Genf“ in dem Sinne einer ungebührlichen Einmischung in die Regierungsgeschäfte der Stadt betrieben zu haben, hat Calvin dennoch, wenn er darum gebeten wurde, seine großen juristischen Fähigkeiten — man vergesse seinen Bildungsgang nicht! — nicht ungern in den Dienst dieser schwer um ihre freie Existenz ringenden Stadt gestellt, die nach Calvins Angaben einen halben Tag weit von der französischen, zwei Tagereisen Fußmarsch von der spanischen Grenze entfernt lag und die „ungeschlachteten Berner“ und den savoyischen Herzog als unmittelbare Rivalen zur Rech-

ten und zur Linken hatte. Durch seine wachsende Bedeutung als evangelisches Zentrum wuchs auch für Genf die Gefahr, das Ziel einer Strafexpedition katholischer Mächte zu werden. Um in diesem Fall gegen Karl V. nicht ohne entsprechenden Schutz zu sein, hat Calvin in späteren Jahren den Anschlußgedanken an Frankreich betrieben, ohne auf Gegenliebe bei den Zürichern zu stoßen.

Daß die *Information* von Räten evangelischer Städte durch die Geistlichkeit geschah, ist seit Zwinglis Tagen keine Sondererscheinung gewesen. Insofern nimmt Calvin durchaus keine Ausnahmestellung ein. Eher schon durch die Gründlichkeit, mit der er dieses Verlangen nach „einem schlichten Bericht, mir die Lage vergegenwärtigen zu können“, befriedigt. Zur Zeit der Burgrechtsverhandlungen mit Bern scheut er sich nicht, im Interesse seiner Stadt einen in Basel lebenden italienischen Arzt Gratarolo als Spitzel zu benutzen. Genauestens hörte er, was sein Buchdrucker Crispin ihm von der Frankfurter Messe aus Deutschland, speziell aus Sachsen, für Neuigkeiten zu berichten weiß; täglich gehen Durchreisende in seinem Haus ein und aus, die ihm Briefe aus aller Welt neben ihren Berichten überbringen. Erstaunlich daher die Vielfalt der Neuigkeiten, die ihm bekannt sind. Im Mai 1559 ist er genau über die Dauer der Prinzessinnenhochzeit mit dem Spanier Philipp II. in Paris im Bilde, ebenso wie er aus der Schlacht bei Dreux anno 1563 die „Bravour der deutschen Reiter“, die in dieser Schlacht auf seiten der Hugenotten mitkämpften, zu rühmen weiß. Ihn erfüllt nicht nur die längere Zeit des Unverheiratetseins der englischen Königin Elisabeth mit Sorge, er drückt auch seine Enttäuschung über die Wirren der polnischen Reformationsversuche in dem kräftigen Satze aus: „Diese ganze Nation ist mir jetzt verdächtig.“

Alle diese scheinbar abseits liegenden Einzelheiten ordnen sich sofort zu einem großen Arbeitsausschnitt

mit planvoller Strebung, wenn man in alledem nichts anderes als das Bestreben und die Verantwortung Calvins als *Führer der großen reformatorischen Abwehr- und Angriffsfront* in den schicksalsschweren Jahren der beginnenden Gegenreformation erkennt. Daher sein Interesse an der Entwicklung der Hugenottenkirche seiner Heimat, wegen Elisabeths Eintreten fürs Evangelium auch sein Interesse an ihrer Person, und so allenthalben.

Ein Jahr, nachdem im Krisenjahr 1547 der *deutsche* Protestantismus die Fahne der Führung sinken lassen mußte, hat *Calvin* sie ergriffen. Er ist mit einemmal von einem ausgeprägten *Sendungsbewußtsein gesamtprotestantischer Verantwortung* erfüllt. Es wird ihm mit schmerzhaftem Glück aufgegangen sein, daß er zu den „paar Menschlein aus dem gewöhnlichen Volk, die aber mit aufrichtiger Lehre dies Werk fördern sollten“, das „der Herr in unserer Zeit wider Erwarten begonnen“, zählen müsse. „Und wahrlich, da Gott mich einmal in die Zahl derer aufgenommen hat, durch deren Wirken er heutzutage der Welt die reine evangelische Lehre wiedergibt, warum soll ich nicht Dir, den auch eine besondere Gnade Gottes zum Schützer und Verfechter dieser Lehre gemacht hat, in aller Ehrfurcht nahen, obwohl ich sehr weit von Dir entfernt lebe?“ schreibt Calvin im Sommer 1548 und reicht damit dem Lordprotektor Eduard Seymor, Herzog von Somerset, dem Regentschaftsführer für Eduard VI., über den Kanal hinweg die Hand zu gemeinsamer Förderung der großen Sache des Evangeliums. Sie wurde nicht ausgeschlagen; und Calvin ist auf diesem Wege weitergeschritten.

Ähnliche Töne findet Calvin ein Jahr darauf im Widmungsschreiben zum Hebräer-Kommentar, das an König Sigismund August von Polen gerichtet ist. Und noch fünf Jahre später stehen in einem Ermunterungsschreiben an diesen eifrigen Fürsten, der seinen Beicht-

vater zum Ankauf reformatorischer Schriften auf lange Reisen sandte, die Worte: „Es war ein ganz außerordentliches Amt, das Gott uns auferlegt hat, indem er unser Wirken zur Reformation der Kirchen brauchte.“ Auch wenn Calvin weiß, daß *Gott der „Hauptbaumeister“ ist, will Gott doch „nicht, daß wir als müßige Zuschauer seiner Wundermacht dasitzen“*.

Gegenüber dem sich im *Trienter* Konzil wieder sammelnden Katholizismus, über den als eine „Theater“-Versammlung von „Drei-Groschen-Bischöfen“ zu spotten leichter fiel — in dem Widmungsschreiben zu den katholischen Briefen an Eduard VI. —, als seine Wirkung zu übersehen, boten die über die Länder hin verstreuten, in sich gespaltenen protestantischen Gruppen den Anblick eines „aufgelösten Reisigbündels“, in das der „Antichrist zu Rom“ und seine Trabanten „kühnlich mitten dreinfahren“ konnten. Aus dieser Erkenntnis heraus ist Calvin zum *Vorkämpfer protestantischer Einheit* geworden.

Er hat es in seiner Lebensrückschau — im Vorwort zum Psalmen-Kommentar — nicht begreifen können, wie der Vertreter der Lutheraner, *Westphal*, „das Wetter von der eisigen Nordsee her“ bei seinem Angriff nicht bemerkt habe, „daß sie einem Mann, der sich eifrig Mühe gibt, die gemeinsame Sache zu verteidigen, und dem sie dabei zu Hilfe kommen sollten, in die Flanke und in den Rücken fallen“; schon „die Wut der Papisten, die sich in maßlosem Fanatismus gegen mich wendet, müßte selbst ihren größten Haß gegen mich stillen“. Ja, Calvin hat es als seinen „Hauptwunsch, ehe uns der Herr in sein Himmelreich holt“, bezeichnet, daß ein *ausgleichendes Religionsgespräch* zwischen dem Schweizer Lager und den Lutheranern zustande kommen möchte, „um die Übel, die wir dann nicht heilen können, doch weniger hart zu spüren“. Des Abendmahlszwistes hat er nur mit tiefer Wehmut hier gedacht.

Noch 1557 konnte Calvin schreiben: „Selbst das *Augsburger Bekenntnis* weise ich nicht ab, das ich längst gern und willig *unterschrieben* habe, so wie sein Verfasser selbst es ausgelegt hat.“ Er war es, der immer wieder — auch gegen den Willen der „hochmütigen Zürcher“ — die Hand zum Unionsgespräch bot, ja *Bezas* im gleichen Jahr unternommenen Versuch in Deutschland gegen die Vorwürfe *Bullingers* stets gedeckt hat. Freilich, als er erleben mußte, wie die Lutheraner seiner ersten französischen Flüchtlingsgemeinde in Straßburg auch den Kirchenraum nahmen, wie Westphals Angriffe immer maßloser wurden, man ihn von dieser Seite glatt mit dem Schwärmer Schwenckfeld in eine Linie rücken wollte, hat auch er seine Erbitterung nicht immer zügeln können. Als Versuche im Gange waren, die Evangelischen Frankreichs auf das Augsburger Bekenntnis festzulegen, hat er dies Bekenntnis als ein Unglück für sie bezeichnet, „das nicht Fleisch noch Fisch ist und schon viel Spaltungen und Händel unter den Deutschen verursacht hat“.

Auch bei seiner Arbeit als *Einiger der Kirche* hat Calvin wiederum angefangen im kleinen Kreis der *Genfer Gemeinde*, bevor er sich zum Wortführer — man kann schon sagen — des ganzen evangelischen Abendlandes machte. Wir haben schon davon gehört, wie er die Bruderschaft der Pastoren zu einem einheitlichen Kampftrupp heranbildete, der dann ungerne einen aus seiner Mitte scheiden sah, wie Calvin es von Houbraque bezeugt, der nach Frankfurt abgeordnet wurde. Unter wie vielen Schriftstücken zeichnen nicht die „Pfarrer der Genfer Kirche“ gemeinsam mit ihren Namen, wenn Calvin nicht zugleich „im Namen der Brüder“ zu unterschreiben ermächtigt war!

Leicht wurde es Calvin auch nicht gemacht, wenigstens die *Schweizer Nachbarkirchen* zu einen. Diese waren anfangs stark durch Calvins Widerspruch verschnupft, den er angemeldet hatte, als jemand Zwingli als etwas

gar zu Einzigartiges hingestellt hatte. Später waren die *Berner* stets die ersten, die aus Genf Verbannte aufnahmen, einen Bolsec nicht minder wie einen Perrin, zu dessen Wiedereinsetzung 1547 sie sogar eine Gesandtschaft in Bewegung setzten. Nicht nur Calvins Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung fand hier stets sehr bedenkliche Hörer, auch die Abendmahlsgemeinschaft mit der Genfer Kirche untersagten sie 1555 ihren Bürgern ausdrücklich. Mehr Freude erlebte Calvin nach und nach mit den *Zürichern*. Dadurch, daß auch er zu kleinen Zugeständnissen gegenüber dem selbständig urteilenden *Bullinger* bereit war, kam es dahin, daß 1549 die „*Zürcher Übereinkunft*“ (Consensus Tigurinus) zwischen den beiden Kirchen zustande kam, die dann die Grundlage für ein gesamtkirchliches Handeln gegenüber den zahlenmäßig überlegenen katholischen Kantonen abgab, das z. B. im Gutachten aller protestantischen Kantone im Servet-Prozeß von ausschlaggebender Bedeutung wurde.

Hier erntete Calvin die Früchte der Gesinnung, die er einstmals dem Eiferer Zébédée mit seiner Mahnung einzupflanzen sich bemüht hatte, als er — noch aus Straßburg — schrieb: „*Aber es braucht nicht aus jeder Verschiedenheit der Meinungen ohne weiteres eine Trennung zu folgen*, vielmehr, auch wo Dich Dein Gewissen nötigt, irgendwie von der Meinung anderer abzuweichen, mußt Du Dir doch Mühe geben, daß eine brüderliche Gesinnung zwischen Dir und ihnen bleibt. Denn wir dürfen uns nicht leichthin von denen trennen, die der Herr zur Gemeinschaft an seinem Werk mit uns verbunden hat“ und selbst bei der Erinnerung an seine eigene — etwa die katholische? — Vergangenheit hinzufügt: „Guter Gott, worauf komme ich zurück? Mit keinem andern Gefühl mußten wir einst uns von Dienern Christi trennen, als ob uns das Herz aus dem Leibe gerissen würde. Und nun soll's fast ein Spiel sein, nicht irgendein Glied, sondern die wichtigsten

Lebensorgane von unserer Genossenschaft abzuschneiden? Das überlege bei Dir . . .“ Und ein andermal: „Lieber Farel, wenn sich doch alle daran gewöhnen wollten, das Kreuz zu tragen und *die kleinen Ärgernisse zu überwinden!* Das müssen wir vor allem tun, damit sich die Jünger Christi nicht wundern, daß überall die Verhältnisse in Verwirrung und Unordnung geraten sind.“ Und nach Frankfurt: „Denn wenn schon Zwistigkeiten und Zank zwischen gewöhnlichen Gemeindegliedern ein Verderben der Kirche sind, was ist's erst, wenn die Boten des Friedens im Streit liegen! Gerade deshalb tut eilige Hilfe not, weil sonst zu befürchten ist, daß der Übelstand wächst und dann nicht mehr abgestellt werden kann . . ., daß jeder zu Hilfe eile, wie wenn es gälte, ein Feuer zu löschen, das alles in Brand stecken möchte . . . Noch lieber wäre es mir, hoffen zu dürfen, daß jeder, wenn er sieht, wie *ich mich mühe, zu einen*, was entzweit ist, ohne jemand persönlich zu verletzen, schließlich meine Verwendung in dieser Sache gern sehen wird.“

Auch wenn Calvin in letzterem Fall eine derzeit doch recht beschwerliche Reise nicht scheute, war sonst sein Mittel, seinen Einfluß weitere Kreise erreichen zu lassen, neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit ein *ausgedehnter Briefwechsel*. Er ist uns von seinen Anfängen, den Freundesbriefen aus der Universitätszeit, bis zu der Korrespondenz mit den Hugenottenführern, wie etwa de Coligny, in den letzten Lebensjahren als ein Denkmal rastloser Arbeit zum Wohle der Evangeliums-ausbreitung erhalten.

Jede freie Minute am Tage, eine halbe Stunde vor dem Kolleg, vor der Predigt, die Zwischenzeit zwischen verschiedenen Besuchen, widmet Calvin seiner Briefpost. Geht am andern Morgen der Bote, wird der Abend dieser Tätigkeit eingeräumt. Oft erfährt Calvin erst am Morgen, daß mittags eine Gelegenheit, Post mitzugeben, sich bietet; auch dann greift er noch rasch zur

Feder, um für die Freunde einige Neuigkeiten oder Wünsche aufs Papier zu werfen. Man muß die Schwierigkeiten in Anschlag bringen, zuverlässige Boten zu finden, als da sind reisende Amtsbrüder, Studenten, Buchhändler, überhaupt Kaufleute jeder Art oder besondere berittene Boten, bei denen am „Botenlohn nicht gespart“ wurde; hinzu kam, was Calvin einmal den *Böhmischen Brüdern schreibt*: „Es ist Euch ja wohl bekannt, wie schwer es ist, bei solcher Entfernung einen Briefverkehr aufrechtzuerhalten.“ So betrug die Reisedauer eines reitenden Boten von Genf nach Wittenberg — wie Calvin einem *Pariser Parlamentsrat* im Jahre 1545 vorrechnet — zwanzig Tage; sollte eine Antwort auch sofort dort erfolgen und würden nur vier Rasttage eingeschaltet, so ergäbe das günstigenfalls den Eingang der Antwort nach ein und einem halben Monat!

Aller solcher Schwierigkeiten ungeachtet sind heute noch rund einundeinviertel Tausend Calvin-Briefe erhalten, „die jedoch wohl nur den kleineren Teil der von ihm geschriebenen darstellen; schon allein die in der Korrespondenz erwähnten, aber nicht mehr erhaltenen Briefe ergeben eine recht hohe Zahl“, urteilt ein Herausgeber. Die Schwierigkeiten wuchsen noch dadurch, daß bei günstiger Botengelegenheit an entferntere Orte gleich mehrere Briefe auf einmal geschrieben sein mußten. So hat Calvin am 29. Dezember 1555 fünf längere, recht grundsätzlich gehaltene Schreiben an verschiedene *polnische Adlige* und kirchliche Würdenträger geschrieben.

Für diese Fälle besonders und auch sonst stand ihm eine Hilfe der Art zur Verfügung, daß er zeitweise einen *Privatsekretär* beschäftigte, dem er Briefe diktierte. Außer dem erwähnten Charles de Joinvilliers sind uns de Budé, von dem Calvin allerdings gelegentlich äußert: „Es ist zwar ein sehr guter Mann, vor kurzem noch Sekretär des Königs (von Frankreich), der mir seinen Dienst anbot, aber nun seiner Braut,

die aus Frankreich hierher gekommen ist, sich mehr widmet, als daß er für mich viel Zeit hätte“, und endlich des Gallars in solcher Stellung bekannt; letzterer war später gleichzeitig im Pfarramt tätig. Auch Calvins Bruder Antoine, der in Genf einen Buchhandel begann, hat seinem großen Bruder zeitweilig, und nicht bloß in Straßburg, diesen Dienst getan; die letzten Briefe aus des Todkranken Mund, mühsam den Schmerzen abgerungen, sind wiederum von ihm aufgeschrieben.

Auch Kopien pflegte Calvin sich von seinen Schreiben, besonders wenn es sich um grundsätzlich gehaltene Gutachten handelte, anzulegen. 1561 konnte er noch die „Kopie eines Briefes, die unser Bruder des Gallars vor mehr als vierzehn Jahren geschrieben hat“, an *Jeanne d'Albret*, Königin von Navarra, senden, um sein damaliges Urteil, das er gegenüber ihrer Mutter über einen üblen Burschen abgegeben hatte, zu belegen. Auch dieser Brief trägt die Unterschrift, deren sich Calvin bei hochgestellten Persönlichkeiten, die er durch einen abgefangenen Brief nicht bloßstellen wollte, bediente: „Ihr untertäniger Diener Charles d'Espeville.“

Als die „Hoffnungsstadt“, die doch wohl in diesem Pseudonym mit angedeutet sein soll, mußte Genf durch Calvins Wirken allerdings je länger je mehr weit über die Stadtbanneile hinaus allen denen erscheinen, die der neuen Religionsform zugetan waren. Ständig wuchs die Zahl der dorthin Flüchtenden; die *Einbürgerungsziffern* geben genügend Aufschluß. Selbst in dem letzten Krisenjahr 1555 wurden „von den französischen Refugianten, die schon lange hier wohnten, und deren gute Gesinnung bekannt war, etwa fünfzig“ ins Bürgerrecht aufgenommen; drei Jahre darauf sind es aber bereits dreihundert, was Calvin zu der Bemerkung Anlaß gibt: „Die Stadt wird bald die Zahl der Zuströmenden nicht mehr fassen. Aber eher — darauf baue ich — wird man den Mauerring erweitern als Kinder Gottes ausschließen.“

Nicht nur *Franzosen* kamen, auch die *Italiener* bildeten im Laufe der Jahre eine eigene Gemeinde mit eigener Kirche; zu ihren Gliedern zählten hohe Adlige wie der Marchese de Vico Galeazzo Caraccioli, der seine katholisch gebliebene Gattin in Neapel zurückließ und nach Genf zog. Freilich, nach dem Fortgang des Predigers Pietro Vermigli nach Zürich machte diese Gemeinde Calvin noch allerhand Sorgen, so daß im Jahre 1558 alle Glieder ein Bekenntnis vor dem Konsistorium abzulegen gezwungen wurden. Die Socinianer und Leugner der Trinität in Polen waren vielfach von hier ausgegangen und dankten Calvin und seiner Stadt die gastliche Aufnahme sehr wenig freundlich.

Aber Genf war nicht nur Freistadt, sondern in noch verstärktem Maße *Ausfalltor*. Dafür sorgte nicht allein die erhöhte Zahl von Druckpressen, die zuzeiten z. B. ein Buch Calvins in vierzehn Tagen auslieferungsfertig machten; dafür sorgte nicht nur die nie abreißende Kette von Boten, die von hier ausgingen, sondern dafür sorgten vor allem die Prädikanten, die von dieser Stadt in alle Welt, vorzüglich aber nach Frankreich, gesandt wurden.

So konnte Calvin einem der drei Pfarrer, die in Genf 1555 ihre Ausbildung erhalten hatten, von denen der eine nach Poitiers, der andere nach Loudun und der dritte nach Angers ging, unter anderem folgende Einführungsworte mitgeben: „Sehr liebe Brüder, wir danken Gott, daß er Euch sogar den Mut gegeben hat, Euch in einer so heiligen Vereinigung zu bestärken durch die Hilfsmittel, die er uns in seiner Kirche eingesetzt hat . . . Da wir nun unsererseits Euren guten Willen sehen, so haben wir nach Anrufung des Namens Gottes diesen Bruder erlesen und erwählt, den wir Euch hier vorstellen als Euren Diener am Worte Gottes . . .“ Später steigert sich diese Arbeit noch. 1561 berichtet Calvin nach Zürich: „Von allen Seiten verlangt man Pfarrer von uns, nicht minder eifrig, als man bei den Papisten

nach Pfründen strebt . . . Wir haben schon längst sogar aus den Handwerkerstuben den letzten Mann aufbieten müssen, der auch nur ein wenig literarisch und theologisch gebildet erfunden wurde.“

Finanziell und geistig mußte vom Hinterland Genf Nachschub geleistet werden. Die zahllosen *Sendschreiben an einzelne Gemeinden in Frankreich*, doch nicht nur dort, beweisen dies. Orte wie Lyon, Orléans, Montpellier wären hier zu nennen, aber auch Wesel und Frankfurt am Main. Wie nicht anders zu erwarten, ist diese Verbindung am stärksten zwischen Genf und *Paris*. Ein langer Weg, von Märtyrern als Ehrensplinter gesäumt, führt dahin, daß im Jahre 1559 die erste französische Nationalsynode in Paris gehalten werden kann, die Calvin mit dem Gebetswunsch begleitet: „Gott wolle zur Leitung Eurer Geister seinen Geist spürbar den Vorsitz in der ganzen Versammlung führen lassen.“ Nach Zweibrücken kann Calvin noch vor Ausbruch des ersten Hugenottenaufstandes berichten: „Die Gemeindlein, die über ganz Frankreich zerstreut sind, schützt Gott in wunderbarer Weise, ja mitten unter dem furchtbaren Drohen der Feinde läßt er sie wachsen, wie man es nie zu hoffen gewagt hätte. Unser Macard ist in Paris und tut dort stets unermüdlich seine Pflicht; auch weicht er nicht, wenn er nicht mit Gewalt vertrieben wird; ebenso sind seine drei Kollegen gesinnt. Nach Bourges haben wir wieder jemand gesandt, nicht, um Martin zu ersetzen, sondern bloß, um ihm einen Teil der Last abzunehmen; denn einer allein ist der Arbeit nicht mehr gewachsen. Überall wächst die Zahl der Evangelischen, und allerorten werden heimliche Versammlungen gehalten. Ich fürchte, man wird bald von einer schärferen Verfolgung hören.“

Wegen der erhöhten Gefahr mußten auch in Paris die Pfarrer öfters ausgewechselt werden; im gleichen Jahre machen sich Arnaud, Gilbert und des Gallars zur Ablösung de Morels bereit, der nach Macard die Pari-

ser Gemeinde betreut hatte. Das Jahr darauf ist dieser treue Arbeiter in Paris von Calvin selbst zur letzten Ruhe in Genfer Erde bestattet. Wieder zwei Jahre später ist der Genfer Professor Beza nicht nur Bote und Berater im hugenottischen Prinzenlager, sondern als Feldprediger „ermahnt er vor der Schlacht die Soldaten tapfer, vor ihren Reihen stehend wie ein Bannerträger“. Es war das gleiche Jahr, in dem Calvin einem aus Bourges nach Genf gekommenen Studenten ins Stammbuch unter die Betrachtung über Matth. 10, 34 bis 36 die Worte schrieb:

„Hochberühmt sei Frankreich!
Christus ist Sieger, Christus ist König,
Christus ist Herrscher.“

Daß dieses *Königtum Christi auch vor den Thronen der weltlichen Herrscher nicht haltmache*, ist Calvins Tat gewordene Überzeugung. Was sein Vorwort zur „Institutio“ an Franz I. in ihrem Schlußsatz schon 1539 aussprach, hat ihm sein Leben lang die Feder geführt. Wandte sich Papst Paul III. in „Väterlichem Rat an Karl V.“, so widerlegte Calvin diese Schrift und suchte durch Boten und Briefe den deutschen Fürsten ein anderes Bild der Lage zu geben. So hat er durch die Widmungsschreiben seiner Werke überhaupt, wo immer sich ihm eine Gelegenheit bot, *den Hochgestellten die Verantwortung dieser Lage, in die Gott sie gestellt, klargemacht*. Sei es nun, daß eine alte Schulfreundschaft ihm die Tür ins fürstliche Burgzimmer öffnen mußte, wie im Falle des kaiserlichen Rates Nidbruck in Wien zum Erzherzog Maximilian, sei es, daß ihm von befreundeter Seite der Gedanke nahegelegt wurde, wie beim Brief an den Prinzenenerzieher John Cheke in England. Die süddeutschen, selbst die sächsischen und dänischen, polnischen und englischen Höfe nicht minder wie der italienische Hof zu Ferrara und der französisch-spanische zu Nérac werden sich alle kaum eines größeren *Hofpredigers* zu dieser Zeit entsinnen können, als

es der durch seine Zuschriften bei ihnen aus- und eingehende Calvin gewesen ist.

Doch nicht nur darin, daß er auch diese Großen vor Gottes Thron zog, auch nicht dadurch, daß es zwei calvinische Prediger waren, die von Paris aus nach Brasilien gingen, um die dortigen Kolonieinsassen zu betreuen und auch „die Kirche Gottes zu mehren durch Gewinnung der Eingeborenen für die Erkenntnis der Wahrheit“, hat Calvin die Größe und Weite dessen dargetan, was er im Genfer Katechismus als Erklärung des Glaubensbekenntnisses so ausdrückt: „*daß es eine Kirche sei, die über die ganze Erde verbreitet ist, nicht mehrere*“, sondern vorzüglich durch seine Liebe, die er den abseits stehenden, glaubensverwandten kleineren Kirchengruppen der Böhmisches Brüder und der Waldenser schenkte.

Schon in Straßburg hat er sich für beide interessiert, durch ein an Butzer gesandtes Glaubensbekenntnis einerseits und durch seinen zu den Waldensern gegangenen Verwandten Olivetan andererseits hierzu ange-regt. Noch im Jahre 1560 konnte ein Abgesandter der *Brüder-Unität* u. a. folgende Zeilen mit nach *Böhmen* nehmen: „Erstens danken wir Euch herzlich, daß Ihr es nicht verschmäht habt, die Brüder zu uns zu senden, um Eure Liebe zu uns und Euren Wunsch nach brüderlicher Einigung zu bezeugen und sozusagen zu verbürgen; wir nahmen diesen Liebesdienst an, da er aus aufrichtigem Eifer um die evangelische Sache stammt. Es ist unser Wunsch, daß Ihr ebenso überzeugt seid von unserm Willen zur Pflege heiliger Einigkeit.“

Mehr konnte Calvin für die hart bedrängten *Waldenser* tun; 1556 klopfen deshalb in einer Woche zwei Abordnungen aus den piemontesischen Waldtälern an seine Tür. Als ein Jahr darauf nach Philibert Emanuels. des Savoyers, Sieg bei St. Quentin die Verfolgungen und der Widerstand auf seiten der Drangsalierten steigen, weiß Calvin den Kopfpreis von „fünfzig Gold-

gulden“, den das Turiner und Grenobler Gericht für einen „Diener am Wort oder Schulmeister“ auszahlt, nach Zürich zu berichten. Als aber 1561 der Savoyer durch die Türken an seiner Landesgrenze in Nizza arg bedrängt wird, wagen die Täler den offenen Aufstand; und wenn sie auch um Haus und Habe kommen, hat ihnen doch die Kollekte, die Calvin für sie in der Schweiz in demselben Sommer betrieb, etwas im Materiellen und die erkämpfte Glaubensfreiheit im Ideellen diese Mühsal gelohnt.

Leider hat sich kein Schreiben erhalten, daß wir erkennen könnten, mit welchem Eifer Calvin die Glaubensstreue dieser Bergbauern vor ihnen selbst gerühmt und sie angespornt hat, mit welchem Ernst und welcher Treue er ihnen als *Seelsorger* zur Seite gestanden ist.

Doch diese Eigenschaft hat er an so viel andern Beispielen, bei den *Märtyrern* in Paris und Lyon und wo sonst immer, bewiesen, daß man sagen kann, hier erlebt seine Arbeit erst ihre Krönung. Hier, wo es galt, in der Zucht des Glaubens zum größten Opfer heranzureifen, sah er seine Saat die Früchte bringen, sah er seinen Glauben in andern die Feuerprobe bestehen. Nirgends mehr als hier fühlte er sich darum auch berufen, diesen Glaubensbrüdern als der Bruder *Seelsorger* zur Seite zu sein.

Man könnte einwenden: Calvin hat leicht reden; er saß sicher in Genf. Wir erteilen Calvin wiederum selber hierzu das Wort: „Was nun den Vorwurf der Untreue angeht, den Sie mir machen, und zwar so scharf, als hätte ich alle meine Überzeugung widerrufen, so muß ich Ihnen erklären, Madame (Marguerite de Valois), daß Sie schlecht unterrichtet sind; denn unser Herr hat mich nie dahin gebracht, daß man das Martyrium von meinem Glauben verlangte. Ich will mich nicht rühmen, als hätte ich es gekonnt, wenn es ihm gefallen hätte, mich in der Art zu prüfen; aber daran zweifle ich nicht, da er mir die Treue gegeben hat, mein Leben in Gefahr

zu bringen, um eines Menschen willen, bloß in Gedanken an Gottes Wort, so würde er mir auch mit seiner Kraft beigestanden haben, wenn es sich darum gehandelt hätte, seinen Namen zu verherrlichen.“

Nicht als ein Belehrender, nur als einer, der „je und je mit Euch kämpft im Gebet und sorglichem Mitleid“, hat Calvin den *Lyoner Studenten* und Kaufleuten 1553 zur Seite gestanden; er wollte auch an ihrem Glaubensbekenntnis „kein Wörtlein dazu- oder davontun“, sondern hat es zur eigenen Erbauung und mit ehrfürchtigem Staunen über das Wirken des Geistes selber gelesen. Ganz versetzt er sich in ihre Lage, ihre Hoffnungen, die jetzt so plötzlich ihre Richtung ändern müssen, „daß Ihr im Blick auf die Krone im Himmel bereit seid, ohne Bedauern alles, was von der Welt ist, zu verlassen“. Er will ihnen auch nicht eher wieder schreiben, bis menschlich alle Möglichkeiten zu ihrer Befreiung erschöpft sind. Nicht er betet zusammen „mit allen Kindern Gottes, wie es ihre Pflicht ist, für Euch“, sondern er empfiehlt sich ihrer Fürbitte, er unterzeichnet den Gruß als „Bruder in Demut“.

Nicht nur den Kaufmann, der hier auch durch seine vor ihm auf die Knie sinkende Mutter nicht zum Widerruf zu bringen war, hat Calvin darum gerühmt, auch später hat er als kostbares Vermächtnis genau festgehalten, wie der auf persönlichen Befehl Heinrichs II. verhaftete Parlamentsrat *Anna du Bourg* am 21. Dezember 1559 ein *Beispiel evangelischen Märtyrertums* gegeben hat: „Das ehrfürchtige Wesen und die Würde des Mannes ließ seine Richter lange mit der Entscheidung zögern. Schließlich zwang sie ein Befehl des Kardinals, die Todesstrafe über ihn zu verhängen. Als das grausame Urteil auf Verbrennung bei lebendigem Leibe ausgesprochen wurde, warf er sich auf die Knie und dankte Gott dafür, daß er ihn solcher Ehre würdig erachte, zur Verteidigung seiner ewigen Wahrheit sterben zu dürfen. Vier Stunden harrete er heiteren Angesichts

auf den Tod. Als er auf die Hinrichtungsstätte gebracht wurde, konnten, obwohl vierhundert Gardisten ihn umgaben, doch einige beobachten, wie er, als ob's zum Schlafen ginge, selbst Rock und Wams ablegte; als der Henker ihm eine Schlinge um den Hals warf, sagte er, das sei nicht nötig; denn er sollte, wie üblich, am schwachen Feuer geröstet werden. Der Henker antwortete, er habe anderen Auftrag, durch Erdrosselung seine Qual zu kürzen. Er hatte sein letztes Gebet schon gesprochen; aber nun warf er sich nochmals auf die Knie und dankte Gott. Seit seinem Tod sind nun schon fast anderthalb Monate vergangen; seither sind schon wieder mehrere andere verbrannt.“

Nicht nur diesen Blutzegen hat Calvin als Seelsorger beigestanden, auch die, die sonst ihre Not ihm offenbarten, hat Calvin aufzurichten verstanden. Nicht zuletzt wäre hier der erst durch seinen Tod ein Ende nehmende *Briefwechsel mit Renata von Ferrara* zu nennen, deren Lebensschicksal einem seelischen Martyrium glich. „Ich denke, Sie werden nicht vergessen haben, was ich früher schon Ihnen darüber sagen mußte, zu meinem großen Leidwesen, aber um der Ehrerbietung willen, die ich Ihnen gegenüber hege, und um der Sorge willen, die ich mir um Ihr Seelenheil mache.“ Auch ohne nähere Erläuterung des Zusammenhangs zeigt solch ein Satz, in welchem Sinne hier ebenso unbestechlich wie feinführend geredet wird. Später ruft er der vom eigenen Sohn um des Glaubens willen des Hofes Verwiesenen zu: „Jesus Christus ist es wert, daß Sie seinetwegen sowohl Frankreich als Ferrara vergessen.“ Dies ist ein Seitenstück zu jenem männlichen Wort an jenen männlichen Bekenner und Heerführer *Admiral de Coligny*: „Jeder muß dahin gehen, wohin er gerufen wird, auch wenn ihm keiner folgt.“ Am 4. April 1564 schreibt Calvin seinen letzten Brief an Renata. Die Schlußworte, voller Innigkeit und gefaßtem Abschiedsweh, lauten: „Indem ich mich; Madame, Ihrer

Gewogenheit ergebenst empfehle, bitte ich den Vater im Himmel, er wolle Sie behüten, Sie stets mit seinem Geiste leiten und Sie in gutem Glück erhalten.“

Kaum einen Monat später schreibt Calvin an den achtzigjährigen *Farel* am 2. Mai 1564 einen gleichen Brief: „Leb wohl, bester, trefflichster Bruder, und wenn Gott will, daß Du mich überlebst, so lebe eingedenk unserer engen Freundschaft, die, wie sie der Kirche nützlich war, so auch uns im Himmel Frucht bringen wird! Mache Dir keine Mühe meinetswegen; ich kann schon nur noch röcheln und warte beständig darauf, daß mir der Atem ausgeht. Genug, daß ich Christo lebe und sterbe, der den Seinen Gewinn ist im Leben wie im Tode. Nochmals, leb wohl samt den Brüdern!“

Man würde ein Lebensbild Calvins verzeichnen, wenn nicht an einer Stelle noch diese herzandringenden Töne des *Menschen* Calvin zu Gehör gebracht wären. Es sind nicht nur seine letzten Tage, die durch die Freundschaft verklärt werden. Wen ergriffe es nicht, wenn er Calvin in den auf seinen ausdrücklichen Wunsch sich in seinem Hause zum jährlichen Gastmahl sammelnden Kreis der Brüder am 19. Mai tragen lassen sieht und, nachdem er das Tischgebet gesprochen, sich in völliger Erschöpfung lächelnd mit den Worten in seine Kammer zurücktragen und verabschieden hört: „Die eine Wand hier wird nicht hindern, daß ich im Geiste bei Euch bin“!

Es gibt kaum einen menschlich auffälligeren Wesenszug bei Calvin als die Treue, die er seinen *Freunden* gegenüber gewahrt hat, und die Anhänglichkeit, die ihm dafür von fast allen, mit denen er je auch nur flüchtig zusammenkam, bezeugt wurde. Das beweisen sowohl seine Erstlingswidmungen an Gönner und Lehrer, das tut auch — um nur eine aus der großen Zahl der Freundschaften mit Butzer, Bullinger, Beza, Farel, Viret, de Normandie und wie sie sonst heißen, herauszugreifen — sein Briefverkehr mit Melancthon eindeutig dar. Calvin duldet es, daß dieser ihn hinter

seinem Rücken schmählt; es macht nichts, Calvin schreibt ihm wieder; es macht nichts, daß drei Jahre überhaupt keine Antwort eintrifft; Calvin schreibt genauso erfreut über das neuerliche Freundschaftszeichen wieder. Ja, nach dem Tode des Freundes hat er sich leidenschaftlich dafür eingesetzt, daß der Name dieses Mannes nicht im Kampf der Parteien zerfetzt und herabgesetzt würde. So hielt Calvin Treue.

Die Freundschaft ist auch die einzige Erholung gewesen, die, außer der kurzen Ehezeit, menschlich dem von einer *Krankheit* in die andere Fallenden beschieden war, ja, die von ihm gesucht wurde. Er, der seinem Hausarzt Textor, wie wir sahen, ein Buch als Dank für die treue Pflege seiner dahinsiechenden Frau widmete, hat selber diese Hilfe gar zu oft benötigt. Fast ständiger Kopfschmerz, Wechselfieber, Rheuma und „haselnußgroße Nierensteine“, ja ein wahrer „Steinbruch“ von ihnen, bis endlich ein Lungenbluten den Beginn der Schwindsucht ankündigte, sind die menschliche Natur, der Calvins Arbeitsleistung abgerungen sein wollte. Wenn Calvin einmal scherzend sagte: „Auch ich bin belgischen Stammes“, so kann dies als Nachweis der Herkunft dieser Zähigkeit vielleicht belangvoll sein, wenn nicht auch hier jenes an de Coligny gerichtete Wort Calvins Geltung hätte: *„Freilich, um sich zu standhaftem Dienst zu stärken, müssen Sie höher hinauf schauen als auf diese Welt.“*

Am 27. Mai 1564 *starb* Calvin, nachdem er zuvor Abschied vom Genfer Rat und der „Vénération Compagnie“ genommen hatte, betrauert von mehr Menschen als den Einwohnern einer ganzen Stadt. Einige Wochen nach seinem Tode wußte man die Stelle auf dem Genfer Gottesacker nicht mehr genau zu bezeichnen, wo sein Leib zur letzten Ruhe gebettet ist, da eine besondere Kennzeichnung auf ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen unterblieben war. Doch sein Werk war nicht untergegangen.

Das *Genfer Reformationsdenkmal* stellt Calvin inmitten seiner Freunde dar: *Farel, Beza, Knox* stehen ihm zur Seite; in ihren Händen und in ihrem Geiste ruhte der Ertrag seiner Arbeit. Durch den ersten hatte er sich in die Arbeit rufen lassen, der zweite führte sie am Orte weiter fort, und der dritte endlich trug sie übers Meer in fremde Lande hinaus.

Die *Reformierten Kirchen* in aller Welt hören noch heute auf Calvins Wort, das doch nur Hinweis sein will auf *Gottes Wort* selbst, wie es in *Jesus Christus* Erfüllung und lebendige Mitte findet.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winkler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

Band

- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stuckl: Alexander Vömel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer-Lindner: Joseph Simsa. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: Jakob Vetter. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: Johann Heinrich Volkening und die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: Ludwig Nommensen. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub. Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: Philipp Jakob Spener. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: Pandita Ramabal. Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: Nicolaus Ludwig Zinzendorf. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: Johannes Seitz. Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: Amalie Sieveking. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: Johann Arndt. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt-König: Eduard Graf von Pückler. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: Fritz Binde. Ein Evangelist v. Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: Gerhard Tersteegen. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: Johann Hinrich Wichern. Der Vater der Inneren Mission.

Band

- 98/99 Bruder Fritz (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: Der Heißdampf-Schmidt (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ.
- 101/102 H. Lokies: Johannes Gofner. Ein Mann des Glaubens und der Liebe.
- 103/104 F. Rudersdorf: Dora Rappard. Die Mutter von St. Chrischona.
- 105/106 F. Seebaß: Martin Luther. Der Mensch und der Reformator.
- 107 C. H. Kurz: Johan Hus. Ein Vorkämpfer d. Reformation.
- 108/109 M. M. Korff: Am Zarenhof.
- 110/111 E. Pältz: John Bunyan. Ein Pilgrim Gottes.
- 112 F. Schmidt-König: Hermann Menge. Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer.
- 113/114 E. Schick: Christian Friedrich Spittler. Gründer und Hirte.
- 115/116 H. Bruns: Gottfried Arnold. Ein Glaubenskämpfer seiner Zeit.
- 117/118 F. Seebaß: Karl Freiherr vom Stein. Minister und Christ.
- 119/120 W. Landgrebe: Dietrich Bonhoeffer. Ein Blutzuge aus jüngster Zeit.
- 121/122 K. Hardeland: Philipp Spitta. Der Sänger von „Psalter u. Harfe“.
- 123/124 C. H. Kurz: Girolamo Savonarola. Ein florentinischer Märtyrer.
- 125 Fritz Schmidt-König: Frau Käthe Luther. Die Weggenossin des Reformators.
- 126 K. Hardeland: Elise Averdick. Aus dem Leben einer Hundertjährigen.
- 127/128 A. Roth: Hedwig von Redern. Eine Zeugin durch Lied und Leid.
- 129/130 F. Schick: Samuel Gobat. Der Bischof von Jerusalem.
- 131/132 A. Pagel: Ludwig Harms. Gottes Rufer in der Heide.
- 133 G. Zimmermann. Eberhard von Rothkirch. Ein Vater der deutschen Christlichen Vereine junger Männer.
- 134/135 F. Seebaß: Ernst Moritz Arndt. Deutscher und Christ.
- 136 R. Irmiler: Johann Heermann. Der schlesische Hiob.
- 137/138 E. Bunke: Adolf Stoecker. Ein Kämpfer für Kirche und Volk.
- 139/140 G. Gloede: Johannes Calvin. Wortführer des Protestantismus.